

georgia clark

bucket list

Nur wer fällt,
kann fliegen lernen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Ivana Marinović

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autorinnen und Autoren und ihre Bücher
finden Sie unter www.readbold.de



Deutsche Erstausgabe
2021 bold, ein Imprint der dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Copyright © 2018 by Georgia Clark, Inc.
Titel der englischen Originalausgabe: 'The Bucket List'
2018 erschienen bei Emily Bestler Books / Atria,
an Imprint of Simon & Schuster, Inc.
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2021 bold, ein Imprint der dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung und -illustration: FAVORITBUERO, München
unter Verwendung eines Motivs von shutterstock.com
Layout & Satz: Gaby Michel, Hamburg
Gesetzt aus der Franziska
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-23023-0

Für Nicki-Pee
am m-i-c

teil eins

1.

Ich habe einen schlimmen *Bad-Nipple-Day*. Heute früh noch plättete ein neuer BH meine kleinen Rosenknöspchen in die schiere Nichtexistenz. Und jetzt, am Nachmittag, sind sie klar und deutlich durch mein Oberteil zu sehen wie zwei kecke Sitcom-Stars. Was mir exakt zehn Minuten vor unserem wöchentlichen Team-Meeting auffällt, als es schon zu spät ist, mir einen Schal um den Hals zu werfen. Stattdessen beuge ich mich langsam und unauffällig nach vorne, damit der Stoff meines Oberteils nicht ganz so offensiv an meinem Busen klebt. Doch meine Nippel lassen sich nicht zum Schweigen bringen.

Natürlich ist mir klar, dass Nippel frei sein können und *sollten*. Wir haben schließlich alle welche – warum sie also verleugnen? Das Argument, sie wären eine »Ablenkung am Arbeitsplatz«, ist definitiv *Victim-Blaming*, während »Anstand« sich einfach nur abartig verklemmt anhört. Aber so naiv bin ich nicht. Schließlich wurde ich durch ein kurzes, aber vernichtendes Stirnrunzeln einer der einflussreichsten Moderedakteurinnen unseres Unternehmens, Eloise Cunningham-Bell, auf die unerhörten Vorkommnisse in meiner Brustregion aufmerksam gemacht. Der Ausdruck von Missbilligung in ihren Augen war alle Information, die ich brauchte: Nippel sind bei Hoffmann House nicht gern gesehen. Alle wissen, dass ich seit meiner Anfangszeit als Praktikantin auf einen Job in Eloise' Team scharf bin. Daher kann sich auch jeder ausrechnen, wer hier das Sagen über meine Nippel hat. Oh nein, nicht ich.

Als Mitglied der Chefriege hat Eloise sich zu ihresgleichen gesellt, die um einen absurd weitläufigen Konferenztisch sitzen. Der buchstäbliche Führungszirkel des Unternehmens. Ich habe mich zu denen gesellt, die die Wände des Raums säumen. Auf ein ungeübtes Auge mögen wir Wandsäumer tadellos gestylt und gesellschaftlich relevant wirken. Doch die Wahrheit ist: Wir sind die Assistenten. Die Handlanger. Der Bodensatz.

Die Redakteure des Führungszirkels sehen aus wie der Casting-Aufruf für »diverse fröhliche Brooklyn-Bewohner«. Ihre Expertise reicht von Jugendkultur über Lifestyle bis hin zu Männermode und Innenarchitektur. Sie sind ständig unterwegs und jetten entweder nach oder kommen gerade zurück aus London oder Mailand, Tokio oder Berlin. Ich komme gerade aus der Cafeteria unten im Erdgeschoss, wo ich einen kurzen und wenig berauschenden Flirt mit einem ziemlich traurigen Grünkohlsalat hatte.

Die Chefriege redet. Die Assistenten lauschen. Und ich übe mich weiter im Buckeln.

Das Meeting geht ungefähr eine Stunde. Als es vorbei ist und alle sich erheben, finde ich mich beim Hinausgehen unerwarteterweise im Gleichschritt neben Eloise wieder. Ich bin nach wie vor eingeschüchtert, doch ich zwingen mich zu sprechen: »Hey.« Ich lächle mein einnehmendstes Lächeln. »Ich habe mich gefragt, ob Sie die Berichte bekommen haben, die ich Ihnen letzte Woche gemailt habe?«

Sie mustert mich mit der kühlen, undurchdringlichen Schönheit einer nordischen Königin. »Habe ich.«

Ich habe keine Antwort parat. »Super! Ich fände es toll, wenn ich ein paar Tipps bekommen könnte. Oder Feedback. Sie dürfen sie gerne verwenden ...«

»Ich bin spät dran«, unterbricht sie mich und schreitet voran.

Sie dürfen sie gerne verwenden. Was Dümmeres ist mir nicht eingefallen. Ich lasse mich auf meinen Schreibtischsessel in unserem Großraumbüro plumpsen und unterdrücke ein Stöhnen. Eloise hat es gar nicht nötig, meine Berichte zu verwenden. Ihre Arbeit ist erstklassig. Ihr Geschmack ist erstklassig. Sie ist wahrscheinlich gerade auf dem Weg zu einem unfassbar glamourösen Event wie der Privatvorführung einer neuen Kollektion, um sich mit einem Glas Champagner bei einer angeregten Konversation sehen zu lassen. Warum mache ich mir überhaupt die Mühe? Oh, stimmt, damit ich irgendwann aufhören kann, mich hier auf Provisionsbasis durchzuschlagen. Damit ich etwas wirklich Kreatives, etwas Erfüllendes tun kann. Damit ich auch herumreisen kann. Damit ich einen Arbeitsplatz zugewiesen bekomme, der groß genug ist, um so etwas wie eine Tür zu verdienen. Eine eigene Tür! Ja, das ist mein persönlicher Heiliger Gral.

Mein Handy klingelt, und ich ducke mich hinter die Trennwand meiner Bürobox, um ranzugehen. »Ja, hier Lacey.«

»Lacey Whitman?«, ertönt eine autoritäre Stimme.

»Ja?«

»Hier ist Dr. Fitzpatrick vom Midtown Medical. Ich rufe an, weil Sie Ihren letzten Termin nicht wahrgenommen haben.«

Apropos Termin, mein Sechzehn-Uhr-Termin schiebt die schwere Glastür zum Großraumbüro auf und klopft den Schnee von ihrem Mantelkragen. Sie schenkt unserer Empfangsdame ein Lächeln und macht einen Witz, den ich nicht hören kann. »Es tut mir leid, Doktor ...« Sein Name fällt mir nicht mehr ein, also wiederhole ich nur trottelig: »Doktor. Hier war die Hölle los. Mit ›hier‹ meine ich bei der Arbeit. Ich bin bei der Arbeit.«

»Wann können Sie vorbeikommen, damit wir uns über den Befund Ihres Pap-Abstrichs unterhalten?« Doktor Doktor ist hartnäckig.

»Unterhalten?« Ein Hauch von Besorgnis, nur ein klitzekleiner, schnüffelt mir um die Füße herum. Ich trete ihn beiseite. »Können wir das nicht übers Telefon machen?«

»Wir geben unsere Testergebnisse nicht telefonisch heraus, Miss Whitman. Sie werden schon persönlich vorbeikommen müssen. Wann passt es Ihnen?«

Der Sechzehn-Uhr-Termin fängt meinen Blick auf und bedenkt mich mit einem kleinen unbeholfenen Winken. Ich zeige auf das Handy und forme stumm: *Einen Moment*. »Es tut mir leid, ich habe diese Woche wirklich keine Zeit.«

Später werde ich mich an diesen Nachmittag als *den letzten Tag* zurückerinnern. Und damit meine ich nicht, den letzten Tag, an dem ich frei und glücklich war und das perfekte Leben hatte. Zeigt mir einen zufriedenen fünfundzwanzigjährigen Menschen in New York, und ich zeige euch einen insgeheim unglücklichen Lügner oder einen verblendeten glücklichen Narren. Nein, es war der letzte Tag, an dem ich das Gefühl hatte, meine Zukunft unter Kontrolle zu haben. Es war der letzte Tag, an dem ich noch daran geglaubt hatte, dass man nur eine festgeschriebene Menge an Problemen zugeteilt bekommt. Es war der letzte Tag meines kleinen Lebens.

Doktor Doktor holt seufzend Luft. »Miss Whitman, Sie wurden positiv auf die BRCA1-Genmutation getestet.«

Die Worte landen in meinem Kopf, und zwar mit der präzisen Klarheit von Vanillepudding, der gegen eine Wand klatscht. Ich komme nicht mehr aus dem Blinzeln heraus. »Was?«

»Ich habe Ihnen für morgen einen Termin bei einer genetischen Beraterin gemacht, um Ihre Optionen durchzusprechen.«

»Meine Optionen? Ich dachte, wir reden hier von meinem Pap-Abstrich?«

Papierrascheln. Seine Stimme ist schroff. »Sie haben sich nach dem besten Zeitrahmen für eine Mammografie erkundigt.

Wir sprachen über einen Test, der dabei helfen könnte, diesen Zeitrahmen festzulegen. Erinnern Sie sich noch daran?»

Blut, das in eine Ampulle blubbert. Ich riss noch einen Witz über Vampire. »Ja.«

»Wissen Sie, was das bedeutet? Begreifen Sie die Implikationen?»

Ich habe Mühe, mich auf seine Worte zu konzentrieren. »Aber ich bin doch wegen eines Abstrichs gekommen ... Nur so eine Routinesache ... eine ganz normale ...« Mir geht die Luft aus. Ich blicke starr vor mich hin, atme durch die Nase.

»Miss Whitman? Sind Sie noch da?»



Ich empfangen meinen Sechzehn-Uhr-Termin: die Kreativdirektorin von Target. Da stehe ich also, in einem der kleinen lichtgefluteten Konferenzräume, und präsentiere die nächste Herbstsaison mit dem irrwitzigen Ernst einer Talkshow-Moderatorin. »Der Trend zu Tweed als organisch anmutender Basis hält unvermindert an, während die Nachfrage nach Hosenanzügen sich verläuft.« Meine Stimme klingt unnatürlich laut. »Ob es nun eher Loungewear wird? Oder doch Sportswear? Also, ich persönlich bin gespannt auf Shearling. Außerdem glaube ich, dass wir eine Neuinterpretation des Schultercapen sehen könnten.«

Ich lache zu angestrengt bei den Witzen meiner Klientin. Pflichte viel zu eifrig ihren Ansichten bei. Ich fühle mich wie betrunken. Unter Drogen, traumwandelnd, gespalten. Eine Version von mir sagt meinen Text auf – besser gesagt, eine bizarre, dadaistische Darbietung meines Texts –, während eine andere Version hinter den Kulissen herumrennt, unfähig, den Bühneneingang zu finden.

Als die Show vorüber ist, habe ich einen verpassten Anruf von Vivian auf meinem Handy. Ihre schnelle, süffisante Stimme ertönt auf der Mailbox: »Hey, Süße, mein Flieger wurde wegen des Wetters nach Newark umgeleitet, also komme ich ein klein wenig später. New Jersey, yay! Zieh dir doch noch mal die neuesten Download-Zahlen rein ... hoffentlich können wir sie heute Abend allen um die Ohren hauen.«

Die Party, die hatte ich ganz vergessen. Ich erinnere mich noch ganz genau daran, was ich an meinem Schulball in der achten Klasse trug – bis hin zu den Socken (Leopardenprint mit Spitzenrüschen) –, aber ich hatte die Hoffmann-House-Winterparty vergessen. Die natürlich heute Abend steigt.

Ich denke nicht an ... *die Sache*. Es ist kein bewusster Verdrängungsprozess. Es kommt mir nur vor wie etwas, vor dem ich davonlaufen kann – also tue ich es. Ich mache mich mit den neuesten Berichten der Moderedakteure vertraut, blättere die *Women's Wear Daily* durch und versuche, es auf die Gästeliste für ein paar Fashion-Week-Partys zu schaffen, indem ich einige flirtende Mails an diverse Pressesprecher verschicke. Kurz vor sieben angle ich mein Tag-und-Nacht-kompatibles Schminktäschchen aus der untersten Schreibtischschublade.

In der pastellgrau gefliesten Toilette ist es kühl und leer. Ich reihe meine Beautyprodukte auf dem Marmorsims unter dem Spiegel auf, ein Ritual, das ich immer beruhigend fand: Volumenmascara, dunkelrosa Lipliner, Rouge. Meine Hände zittern. Ein Schwall Übelkeit überkommt mich. Über der Kloschüssel kauernnd halte ich mir das Haar zurück, bereit für das Überraschungscomeback meines traurigen Grünkohlsalats. Doch mein Körper weigert sich, sich zu übergeben, und verlegt sich stattdessen auf ein leichtes Zittern und allgemeines Unwohlsein.

Grauenhaft ist das Wort, zu dem mich mein Spiegelbild spon-

tan inspiriert. Mein Haar, das ich seit meinem Umzug nach New York vor drei Jahren gewissenhaft und penibel zu einem silbrigen Weißblond bleiche, lässt mich so fahl ausschauen wie die nächtlichen Zombieleuchtung eines U-Bahn-Waggons.

Eine Erinnerung plopt auf meinem Handy auf: *19:00 Uhr: LASS ALLES STEHEN UND LIEGEN und mach dich sofort für die Party bereit. Nein, nicht in fünf Minuten. JETZT.*

Ich habe ein paar Kleider für besondere Events in der Garderobe gebunkert. Heute Abend brauche ich eine knallige Ganzkörperrüstung, um mich zu schützen – Romance Was Born, das elektrisierend-extrovertierte australische Label, bekannt für seine hochgradig auffälligen High-Fashion-Kreationen. Meine Kundin bei Saks hat mir das Kleid zu Weihnachten geschenkt (ein Musterstück – aber ich will mich gar nicht beschweren): Chiffon, bodenlang, ein runder, im Nacken geknöpfter Rückenausschnitt, Dreiviertelärmel. Der Saum ist in ein gelb-rotes Farbenfeuer getaucht, das in einem tropischen Vogelfeder-Print verschmilzt. Schillernde Grün- und Blautöne lösen sich nach oben hin in einem beinahe reinweißen Oberteil auf. In Kombination mit meinem getreuen schwarzen Fedora-Hut und einer ordentlichen Ladung Kriegsbemalung im Gesicht werde ich aussehen wie alle anderen auf der Hoffmann-House-Party.

Unsterblich.

2.

Schon seit achtundvierzig Jahren schmeißt Patricia Hoffman die Hoffman-House-Winterparty Mitte Januar. Das Datum soll sicherstellen, dass die Gästeliste nicht von New Yorks Weihnachtsfeiermarathon im überfrachteten Dezember beeinträchtigt

tigt wird. Oder, wie es seit jeher in der Einladung lautet: *Keine Entschuldigungen, keine Ausreden. Alles andere geht.* Zum 40. Jubiläum des Unternehmens wurden Fotografien aus vier Jahrzehnten des alljährlichen Events in einem schweren Bildband versammelt, den ich in der elften Klasse bei einem Schulausflug nach Chicago in einem Museumsshop entdeckte. In den Siebzigerjahren verschmähnten bleistiftdünne Models mit Zahn-lücken dicke, fette Krabbencocktails, während sie von langhaarigen Musikern angebaggert wurden, denen die Träume von Utopia aus den ungewaschenen, aufgeknöpften Hemden waberten. In den Achtzigern wurde alles glänzend, schrill und scharf: Sicherheitsnadeln, Discokugeln, Schulterpolster, an denen man sich beinahe schon die Finger aufschneiden konnte. In den Neunzigern dominierten gebleichte Zähne, Jeans und noch mehr Jeans, aufgebauschte Mähnen und Bodysuits. Die Nullerjahre wiederum waren völlig bizarr: Timberlands mit Absätzen, enge Plüschjogginganzüge, bis zur Unkenntlichkeit weggezupfte Augenbrauen (die Nullerjahre waren einfach nur zutiefst peinlich). Aber abgesehen von der Tatsache, dass Augenbrauen wieder buschig sein dürfen, ist es irgendwie schwierig, das jetzige Jahrzehnt auf den Punkt zu bringen. Immerhin stecken wir noch mittendrin.

Ich brauchte damals Wochen, um das Geld für diesen Hoffman-House-Bildband zusammenzusparen, doch es waren ebendiese Bilder, die in mir den Wunsch – nein, den *Drang* – weckten, bei New Yorks ältestem und angesehenstem Wortführer in Sachen Trends zu landen. Hoffman House war der absolute Dreh- und Angelpunkt – von SoHo, von Mode im Allgemeinen, von allem, was Buntley, mein Heimatkaff in Illinois, nicht war.

Als Mitglied des Junior-Verkaufsteams bei Hoffman House verkaufe ich zwei Dinge: Das Erste ist ein Online-Abo-Service

mit den aktuellen Reports der verschiedenen Hoffman-House-Redakteure wie meiner allerbesten Freundin Eloise. Die meisten Leute, die in der Modebranche oder irgendeinem anderen Bereich arbeiten, in dem es um Stil geht, müssen bezüglich der neusten weltweiten Trends up to date bleiben, doch normalerweise sind sie an ihre Schreibtisch gekettet und nicht in der Lage, sich selbstständig auf dem Laufenden zu halten. Der Online-Service besteht aus einem täglichen Newsletter mit Inspirationen, Analysen und Meinungen: »Die essenziellen Infos, um am Puls der Zeit und damit Ihrer Branche zu bleiben.« Das Zweite, was ich verkaufe, sind Trendbücher. Einzelne Verlage rund um die Welt stellen saisonale Bücher zusammen, zwei pro Jahr - Frühling/Sommer und Herbst/Winter.

Große, schöne Bücher waren es also, die mich nach New York brachten. Auf ihren Hochglanzseiten, genauso wie im Großteil dieser Stadt, ist kein Platz für Unsicherheiten.

Trendbücher sind das kleine schmutzige Geheimnis im Business. Wer glaubt, dass Victoria's Secret oder L'Oréal selbst mit ihren neuesten Looks, Farben und Trends aufwarten, irrt sich. Sämtliche große Namen in der Branche kaufen Trendbücher, und noch Tausende mehr abonnieren den Online-Service. Jedes Buch kostet zwischen zwei- und sechstausend Dollar, während die Beiträge für den Online-Service sich auf bis zu fünfzehntausend Dollar belaufen können. Ich bekomme fünfzehn Prozent Provision auf jedes Buch und fünf Prozent auf jedes abgeschlossene Online-Abo.

Als ich mir also den Luxus gönne und in ein Taxi steige, das mich zum berühmten Pembly Hotel bringen soll, liegt das daran, dass ich mich wie eine triumphierende Siegerin fühlen sollte. Ich stehe auf der Gästeliste des Events, das mir am meisten bedeutet. Doch als ich die Wagentür zuschlage, muss ich gegen das übermächtige Gefühl ankämpfen, dass ich in der

Falle sitze, dass das Wasser hereinströmt und unaufhaltsam steigt.

Wir geraten in den totalen Verkehrskollaps. Der Fahrer flucht und drückt auf die Hupe – wieder und immer wieder. Wir kommen nicht vom Fleck.

Dr. Fitzpatrick's Worte echen in meinem Kopf: *Ich habe Ihnen für morgen einen Termin bei einer genetischen Beraterin gemacht, um Ihre Optionen durchzusprechen.* Sofort muss ich an ein fensterloses Wartezimmer mit schlechten Landschaftsbildern und das kollektive Gefühl von Angst denken.

Das Wasser gurgelt an meinen Waden hoch, über die Sitze, fast bis zum Taxameter. Mir geht die Luft aus.

Ein Krankenhausbett. Maschinen, die unentwegt piepen. Das Weinen eines Mannes.

Noch ein Hupen. Und noch eins.

»Können Sie das bitte lassen?« Ich kann mich nicht mehr beherrschen. »Wir kommen so auch nicht weiter.«

Er brummt etwas Unverständliches. Als wir am Hotel eintreffen – die Fahrt hat fünfzehn Minuten länger gedauert, als sie sollte –, vergesse ich beinahe zu zahlen. In einem Anflug von Erleichterung springe ich aus dem Wagen und schnappe nach Luft.

»Lacey!«, quietschen die Praktikantinnen. »Du siehst *großartig* aus.«

»Hi, ihr Süßen!« Ich verteile Luftküsse neben die Wangen der Mädchen, die den Einlass machen. Alle drei sprühen förmlich vor Promifieber. »Mir gefällt, was ich da sehe«, füge ich hinzu, wobei ich mit meinem Zeigefinger einen Kreis um ihre Outfits vollführe: schmale, fließende Spaghettiträgerkleider, Federkronen, grobe Oversize-Strickjacken. Und obwohl ich damit beschäftigt bin, ein köchelndes Gefühl von Panik unter Verschluss zu halten, speichere ich ganz automatisch die Stich-

punkte ab: *Kate Moss, Neunziger. Mögliches Comeback?* Sie kichern und gackern aufgeregt, und es ist kaum zu glauben, dass das vor über vier Jahren *ich* war, die hier stand, mit der Gästeliste in der Hand, fest entschlossen, es selbst drauf zu schaffen. Und hier bin ich jetzt – und habe morgen einen Termin im New York Cancer Care Center ...

»Wo geht's zur Bar!«, rufe ich halb keuchend an niemand Bestimmtes gerichtet. Während ich durch das Meer epilierter, hochglanzpolierter Körper schwimme, kann ich Marihuana, schwere Parfums und nassen Pelz riechen. Und schon stehe ich an der Theke, klopfe auf den von unten beleuchteten Glastresen und bestelle ein Glas Weißwein mit einer Stimme, die zu gepresst ist, zu laut, nicht meine ... Jemand tippt mir auf die Schulter, und ich wirble herum. Vivian hat die Augen zusammengekniffen. »Hey.«

Der Anblick von Vivian Lei Chang hat umgehend eine beruhigende Wirkung auf mich. Und das nicht nur, weil sie wie immer makellos gekleidet ist: Seidentunika, Lederhose, geometrische goldene Halskette, hochhackige Ankleboots. Auch nicht, weil sie, wie immer, ihre von gewölbten Augenbrauen begleitete Ich-regle-das-schon-Aura verströmt. Es liegt vielmehr daran, dass Vivian Teil meines normalen, geregelten Lebens ist – älter, weiser und so schön und tough wie eine Ninja-Nixe am Bug eines Schiffes.

»Hey!« Meine Umarmung hat eher schon was Überfallartiges, und ich bekomme ein paar Strähnen ihres schwarzen Haars in den Mund.

Sie löst sich aus meinem Griff. Ihre scharfen Augen verengen sich noch mehr. »Was ist passiert?«

Neben meinem Ellbogen taucht das bestellte Weinglas auf. »Nichts.« Ich fange an zu trinken und schaffe es irgendwie nicht, aufzuhören, bis ich das komplette Glas geleert habe – das

Ganze, ohne den Blickkontakt zu ihr abreißen zu lassen. Selbst in meinem zerrütteten Zustand ist mir klar, dass das superschräg ist. »Alles blendend.«

»Okaaay.« Vivians Blick schwenkt auf der Suche nach Hinweisen erst von meinem Glas zu mir, dann zu dem halben Quadratmeter Raum um mich herum. »Du benimmst dich reichlich seltsam.«

»Findest du?« Mein Lachen ist das einer Geistesgestörten. Meine Hände flappen um mich herum wie eine losgerissene Plane. »Ich habe auf dem Weg hierher ein Eichhörnchen gesehen ... das ein Stück Pizza gegessen hat ... im Schnee. Schneepizza? Ich meine, was wollen sie sich als Nächstes ausdenken?« Ich bin ein außer Kontrolle geratener Zug. Ich lache weiter, dann höre ich abrupt auf. »Wie war es an der Westküste?«

Die Arbeit ist Vivians persönliche Katzenminze – sie kann einfach nicht widerstehen. Während sie von den Treffen berichtet, die sie im Namen von uns beiden absolviert hat (Stippvisite bei unserem außergewöhnlich talentierten Techniker Brock im Silicon Valley; zwei Investoren-Mittagessen – einer davon fast schon vielversprechend, der andere definitiv schmierig), steuere ich sie unauffällig in eine dunkle Ecke, wobei ich ein stummes *Siehst toll aus* und *Bin gleich wieder da* nach dem anderen in Richtung der Kunden und Kollegen forme, an denen wir vorbeikommen. Ich konzentriere mich darauf, meinen Atem zu kontrollieren und möglichst zu verstehen, was Vivian mir da erzählt.

»Wir sind auf dem richtigen Weg«, schließt sie. »Ich bin zuversichtlich.« Sie mustert prüfend die Anwesenden im Raum. Ich starre derweil in die Leere mit dem entrückten Blick von jemandem, der gerade eine Nachricht aus dem Jenseits erhält.

Ist es eigentlich möglich, etwas gleichzeitig zu wissen *und* nicht zu wissen? Denn als ich damals den Multi-Gentest mach-

te – eine Art genetisches All-you-can-test-Buffer –, gab es da diesen winzigen marienkäfergroßen Teil in mir, der wusste, dass dieses Ergebnis durchaus eine Möglichkeit war. Nur nicht unbedingt eine Wahrscheinlichkeit. Ganz bestimmt keine Wahrscheinlichkeit. Ich machte den Test, so wie ich einen HIV-Test mache: um mir meinen gesundheitlichen Freibrief *bestätigen* zu lassen. Nicht, damit man ihn mir in der Luft zerreißt. Ich war mehr als nur zuversichtlich. Ich war geradezu vermessen.

»Vivian ...« Ich drehe mich in demselben Moment zur ihr um, in dem sie »Tom Bacon« sagt. Ein Mann in hellblauem Anzug, der wie ein Sechzigerjahre-Astronaut aussieht und auf eine Handvoll ähnlich geleckter Typen in maßgeschneiderten Outfits einspricht. »Er ist Partner bei River Wolf.«

»Die Wagniskapitalgesellschaft?«

»Ja, aber er ist auch ein Business Angel, Geldgeber und Unternehmer in einem. Und der reichste Mann im Raum.« Vivians Blick brennt förmlich eine Zielscheibe in Tom Bacons blonden Haarschopf. »Er könnte uns an Ort und Stelle einen Scheck über eine Viertelmillion ausstellen.«

»Du meinst Dollar? Amerikanische Dollar?«

Vivian lächelt nicht einmal, so fokussiert ist sie. »Er kommt mit seinem persönlichen Startkapital als Investor in der Vorgründungsphase an Bord, River Wolf übernimmt die darauffolgende A-Runden-Finanzierung. Das ist eine gute Strategie. Eine exzellente Strategie.«

Das ist meine Strategie: Ich stehe hier, in diesem Raum, weil ich sowohl ambitioniert als auch vorsichtig bin. Ich gehe jährlich zur Vorsorgeuntersuchung, weil ich geglaubt habe, dass sich eine gute Gesundheit, genauso wie Geld und Respekt, verdienen ließe.

»Lace?« Viv schnipst mit ihren Fingern vor meinem Gesicht. »Ich habe gefragt, ob es für dich okay wäre, Tom hier zu pitchten?«

Ich nicke, während ich versuche, bei der Sache zu bleiben. »Patricia steht dahinter. Außerdem hat ihr Flieger wegen des Schneesturms sowieso Verspätung.«

Patricia Hoffman, Namensgeberin der Party und meine Chefin, war nach Paris gereist, um die Coco-Chanel-Retrospektive im Musée des Arts Décoratifs zu sehen, da sie nicht in den Staaten gastieren würde. Es ist das erste Jahr, dass sie ihre eigene Party verpassen wird.

Vivian strafft ihre Schultern. »Exzellent.«

Erst da trifft mich die Erkenntnis: Wir sind keine drei Meter von der Möglichkeit entfernt, dass die App, an der wir seit acht Monaten arbeiten, Wirklichkeit wird. Ich bin zweigleisig gefahren, um auf Nummer sicher zu gehen: entweder eine Redaktionsstelle bei Hoffman House oder die App. Tief drin habe ich immer geglaubt, ich würde zuerst die Stelle als Redakteurin ergattern. Ich habe mich wohl geirrt. Das ist der Moment, in dem Clean Clothes, die App, von der Vivian sich sicher ist, dass sie uns eine Villa in den Hamptons verschaffen wird, ein richtiges Unternehmen werden könnte.

Scheiße.

Vivian wirft mir ein Lächeln zu. »Bereit?«

Nein, kein bisschen, nicht jetzt, bitte nicht jetzt. »Immer doch.«

Es fühlt sich an wie die Zusage zu einer Runde Russisches Roulette.

Vivian dabei zuzuschauen, wie sie sich an einen Kreis von Leuten heranpirscht, in den sie einbrechen will, ist eine meisterhafte Lektion im Networken. Alles steht und fällt mit dem ersten Lächeln: souverän und sympathisch, ohne kokett oder schüchtern zu sein. Vivian benutzt ihren Sex-Appeal mehr wie ein Mann denn eine Frau. Nie ein Trumpf oder ein verzweifelter Einsatz, mehr eine angeborene Lässigkeit. Beiläufig, aber doch nicht von der Hand zu weisen. Wir schlüpfen besonders mühe-

los in den Kreis, da Tom Vivian wiedererkennt – weil Vivian einfach jeden kennt. »Vivian Chang. Wann war doch gleich das letzte Mal, dass wir ...?«

»Vor zwei Jahren, Demo Day bei YC. Sie haben einen Scheck für die Afro-Haarpflegefirma meiner Freundin Birdie ausgestellt.«

»Das stimmt.« Tom nickt. »Was eine sehr weise Entscheidung war.«

»Und Sie werden sich nie wieder selbst Sheabutter kaufen müssen.«

Die Männer kichern. Tom wendet sich an die Runde. »Vivian war ganz früh bei Snapp dabei, diesem Start-up, das vor ein paar Jahren von Pinterest aufgekauft wurde.«

Vivian neigt den Kopf, um huldvoll das implizierte Lob anzunehmen. Ganz früh bei einem Start-up dabei zu sein – Teil des Teams im ersten Jahr seines Bestehens – bringt einem genauso viel Anerkennung ein, als wäre es die eigene Idee gewesen. Sie zeigt auf mich. »Meine Herren, darf ich vorstellen, das ist Lacey Whitman, eine Vertriebs- und Trendkollegin hier bei Hoffman House und Partnerin im Gründungsteam meines neuen Unternehmens.«

»Ihres ersten Unternehmens«, stellt Tom klar.

»Meines ersten Unternehmens«, bestätigt Vivian.

Tom richtet seinen durchdringenden Blick auf mich. »Fantastisch.« Er schüttelt kräftig meine Hand und stellt uns dann den anderen Männern vor, deren Namen augenblicklich aus meinem umnebelten Kopf verschwinden. Bis auf einen. Der letzte Typ. Elan Behzadi. Gleichermäßen berühmt dafür, ein talentierter Modedesigner wie auch ein launisches arschloch zu sein, und zwar auf eine Art, mit der man nur als Mann durchkommt. Er ist Iraner, hat eine normale Statur, einen leichten Bartschatten, dunkle Augen. Sein Blick bleibt cool, unbeein-

druckt, während ich von dieser Begegnung gleichzeitig fasziniert und überfordert bin. Ich bin dem allem momentan nicht gewachsen, und das Wasser steigt wieder.

»... Millennials und die Generation Z sind in Sachen Mode zunehmend auf der Suche nach Fair-Trade-Produkten.« Wie kann es bloß sein, dass Vivian schon eine gute halbe Minute von unserem Pitch abgespult hat? Ich habe sie noch nicht mal anfangen gehört. »Outfits, die im Trend liegen und moralisch unbedenklich sind. Sie wollen personalisierte Aufmerksamkeit und authentische Beratung, ohne den Komfortbereich ihres Smartphones zu verlassen. Clean Clothes ist da, um dieses Problem zu lösen.« Vivian sieht zu mir. Mein Stichwort.

Ich habe die Genmutation. Ich wurde positiv getestet. Mein Mund ist wie zugekleistert. Ich habe keine Ahnung, was ich sagen soll.

Vivian blinzelt unmerklich und fährt mit meinem Text fort. »Die Kunden kreieren ein Style-Profil, ähnlich wie bei Pinterest oder Instagram, indem sie selbst Bilder machen oder welche speichern, die ihnen gefallen: Street-Syle, Promi-Outfits, ihr eigener neuester Look. Unsere Stylisten stellen daraufhin ein fünfteiliges Outfit ausschließlich aus ökologisch vertretbaren Fair-Trade-Unternehmen zusammen – Klamotten, in denen man gut aussieht und sich gut fühlt.«

Vivian schaut wieder zu mir, und es ist dieser zweite Blick – fragend, beinahe schon prüfend –, der mir eine heiße Welle von Scham beschert.

Vivian redet weiter: »Meine Herren, ich bin sicher, Sie wissen, dass der Umsatz der Damenbekleidungsindustrie alleine auf sechshunderteinundzwanzig Milliarden Dollar geschätzt wird, ganz zu schweigen von Herren- und Kinderkleidung sowie Brautmode. Clean Clothes wird bis zum Jahresende ein Milliardengeschäft sein.«

Die Männer nicken. Selbst ich kann sehen, dass es gut läuft. *Du kannst später noch zusammenbrechen. Du kannst später zusammenklappen. Reiß dich zusammen. Konzentrier dich.*

Als Tom Vivian dieses Mal anspricht, tut er es mit dem Ernst, den Männer normalerweise für ihre Geschlechtsgenossen reservieren. »Sie arbeiten also mit Partnerlinks?«

Sie nickt. »Die Kunden erhalten jeden Monat ein eigens auf sie zugeschnittenes fünfteiliges Outfit.«

»Also bekommen sie das Produkt selbst zugesandt?«, will Tom wissen. »Fünf Kleidungsstücke?«

»Nein«, erwidert Vivian. »Für den Moment ist es nur ein virtueller Look. Die Nutzer zahlen nichts, bis sie sich entscheiden, die Teile zu kaufen, die wir für sie zusammengestellt haben. Was sie ganz einfach tun können, indem sie die Links unserer verpartnerten Online-Händler anklicken. Die Art von Abo-Modell, das Ihnen vorschwebt, haben wir für die Zeit im Blick, nachdem wir uns vergrößert haben.«

»Wie sehen Ihre Zahlen aus?«

»Wirklich vielversprechend. Wir laufen seit letztem Herbst im Stealth-Mode und haben knapp fünftausend Downloads. Davon haben achtzig Prozent der Nutzer uns an einen Freund weiterempfohlen.«

Die vertrauten Worte hören sich in meinen Ohren wie Kauderwelsch an. Ich begegne Elans Blick. Seine Augen wirken jetzt tiefer und sind plötzlich voll und ganz auf mich gerichtet. Als würde er mich wiedererkennen. Wir sind uns nie begegnet. Hitze strömt durch mich hindurch wie eine unberechenbare, unaufhaltsame Flut. Mein Herz wummert viel zu laut in meinen Ohren.

Tom ist voll und ganz auf Vivian fokussiert. »Wie haben Sie vor zu vergrößern? Einen Algorithmus entwickeln, um den Kunden Produkte zuzuteilen, die ihnen gefallen?«

Sie schüttelt den Kopf. »Es ist wichtig, dass wir immer einen Menschen hinter der Kulisse haben – das ist quasi unsere Spezialzutat.« Vivian dreht sich mit einem fröhlichen Lächeln und einem gut getarnten *Was-zur-Hölle?*-Blick zu mir herum. »Lacey wird unser Team von Stylisten ausbilden und anleiten.« Obwohl ich ihr ansehen kann, dass es ihr widerstrebt fortzufahren, macht sie weiter: »Sie verfügt über eine Art ziemlich beeindruckender Superkraft. Lacey kann Ihnen ganz exakt sagen, was Sie zu egal welchem anstehenden Anlass tragen wollen. Was auch der Grund ist, warum sie so perfekt zu Clean Clothes passt: Stil plus Intuition.«

Tom Bacon, der Mann aus Geld, wendet sich nun mir zu. »Also gut. Ich heirate im September in den Hamptons, und ich habe keinen blassen Schimmer, was ich anziehen soll. Peter ist am Durchdrehen – er selbst hat seinen Smoking schon seit der Highschool ausgesucht. Nur zu, geben Sie Ihr Schlechtestes, Lacey Whitman.«

Schweiß tritt mir auf die Stirn. Der Raum ist auf einmal verschwommen, schwankend. Ich runzle angestrengt die Stirn, während ich versuche, den Sinn seiner Frage zu begreifen, und Zeit schinde, indem ich so tue, als würde ich übertrieben aufmerksam sein Outfit mustern. »Wer ...?«, setze ich an. »Was für Designer mögen Sie?«

Tom kratzt sich am Kinn. »Tom Ford: guter, starker Name. Die Briten wissen, was sie tun. Und ja nichts von diesem untalentierten Stümper Elan Behzadi.«

Alle lachen, bis auf Elan und mich. Über seine Schulter hinweg, etwa sechs, sieben Meter entfernt, erblicke ich Eloise Cunningham-Bell. Eine unwillkommene Woge von Vertrautheit.

Sie hat mich nicht gesehen. Sie kann mich nicht sehen.

Mein Herz hämmert gegen meinen Brustkorb. Ich bin dabei,

den Halt zu verlieren. Die Musik ist zu laut, mein BH ist zu eng, meine Schuhe drücken. Meine Hand liegt auf meiner Brust, presst sich gegen das weiche Fleisch. Erschrocken reiße ich sie weg. Der Anflug eines Lächelns zuckt um Elans Mundwinkel. Er weiß, dass ich dabei bin, die Fassung zu verlieren, und er findet es *witzig*. »September.« Ich lecke mir über die Lippen. »Eine Septemberhochzeit.« Eine Septemberhochzeit. Das klingt schön. Ich habe nie viel über Hochzeiten nachgedacht – meine Hochzeit –, doch jetzt werde ich womöglich nie die Gelegenheit dazu bekommen, denn meine Gene haben mir eine Zielscheibe mitten auf die Stirn gemalt. »Glühwürmchen in Einmachgläsern und ... Girlanden ... mit kleinen weißen Lichtern ...« Meine Diagnose setzt mich einer irrsinnig hohen Wahrscheinlichkeit von Brust- und Eierstockkrebs aus – Krebsarten, die Frauen töten, die bereits Hunderte, Tausende, Millionen von Frauen getötet haben. Frauen wie ... »Leinen ... Stoffe ... die ... atmen ...« Doch ich kann nicht atmen, weil es mich nicht hätte treffen sollen. Aber es hat mich getroffen: mich. *Ich* werde Krebs kriegen. Es liegt in meiner *gottverdammten* DNA. Die Wahrheit schnürt mir die Kehle zu, und meine Beine knicken beinahe unter mir weg.

»Lacey?« Vivians Stimme ist schroff.

»Vivianne Westwoods Slim-Fit-Sommeranzug«, presse ich hervor. Die perfekte Antwort, aber ich kann nicht mehr. Ich bin durch. »Entschuldigen Sie mich.« Die Menschenmenge um mich herum erdrückt mich, raubt mir die Luft, während ich vergeblich nach dem Ausgang suche.

3.

»Steph ist nicht da.« Der Typ, der mir die Tür geöffnet hat, deutet in das Loft. »Du kannst aber gerne warten.«

Normalerweise würde ich ihm sagen, dass ich selbstverständlich warten und überhaupt tun darf, was mir beliebt, weil ich nämlich mal hier gewohnt habe. Ich gehöre quasi zum Originalinventar. Doch stattdessen hocke ich mich steif auf das alte Sofa. Es ist nicht so gemütlich, wie ich es in Erinnerung hatte.

Der Junge steht unsicher herum. »Ich bin übrigens Cooper.«

»Lacey.« Ich reiche ihm nicht die Hand.

Der Junge, Cooper, trägt ein T-Shirt mit dem Aufdruck: *The Future is Female Ejaculation*. Er ist in meinem Alter, vielleicht ein bisschen älter, vielleicht einen Tick größer, mit ungepflegtem sandblondem Haar und rahmenloser Brille. Er ist das menschliche Pendant zu einer Reklamestofftasche.

»Ich mag dein Kleid«, wagt er sich vor. »Sehr ... modern.«

Modern? Ist das eine versteckte Art, mir mitzuteilen, dass ich affig ausschaue? Oder ist Cooper ein Zeitreisender aus den Zwanzigerjahren und fragt mich gleich, ob wir einen kleinen Spaziergang durch den Garten unternehmen wollen? Mir fällt keine Erwiderung ein.

Er wahrt weiterhin eine gesunde Distanz, als er fragt: »Alles in Ordnung bei dir?«

Ich nicke.

»Weil du irgendwie aussiehst, als ob ...«

Mein Kopf schnellt wütend hoch. »Als ob was?«

Er öffnet den Mund. Ich verenge die Augen zu Schlitzen. Er ändert seine Taktik. »Willst du was trinken?«

Ich verschränke die Arme fest vor meiner Brust. »Ich habe heute eine ziemlich unschöne Nachricht erhalten.«

»Das tut mir leid.« Cooper lässt sich auf der Kante des Sofafischs nieder. »Willst du darüber reden?«

»Nein.«

»Okay.« Er kling so ... *liebenswert*. »Dann also einen Drink? Ich hab Whiskey. In meinem Zimmer.«

Das Loft ist noch genauso chaotisch wie seit dem Auszug der letzten Mitbewohnerin, doch es scheinen mehr gerahmte Bilder an den abblätternen Wänden zu hängen. Über dem Stromschalter in der Küche klebt noch immer eine krakelige Notiz: *Schalt mich nicht aus, ich kontrolliere den Kühlschrank*. Und wenn die Heizung läuft, klingt es, als würde jemand im Keller gefangen gehalten. Der gemütliche Dauerzustand von Unordnung fühlt sich heimelig an, obwohl Astoria Queens seit über einem Jahr nicht mehr mein Heim ist. Als ich letztes Jahr von meiner Einstiegsposition zur Junior-Verkäuferin befördert wurde, zog ich in ein popelig kleines Studio im verhipsterten Williamsburg (nicht annähernd in Flussnähe). Ich konnte es mir zwar kaum leisten, aber es fühlte sich einfach erwachsen an. Steph, meine ehemalige Mitbewohnerin, ersetzte mich durch eine Reihe heißer Heteromädels, in die sie sich eine nach der anderen verknallte und die ihr alle, eine nach der anderen, ihr großes lesbisches Herz brachen. Der Neue ist also ein cleverer Schachzug. Er hat sogar echte Möbel – einen Schreibtisch, ein Regal. Weit entfernt von der Ansammlung von Holzpaletten und Straßenfundstücken, die mir als Einrichtung erhalten mussten, als ich frisch in die Stadt gezogen war. Über seinem Bett hängt eine gerahmte, signierte Schwarz-Weiß-Fotografie. Ein New Yorker U-Bahn-Waggon. Anhand des Graffitos tippe ich auf Achtzigerjahre. Vier Menschen, die Seite an Seite sitzen: eine Dragqueen, eine ältere Latina, eine schwarze Teenagerin mit Cornrows und ein Geschäftsmann im billigen Anzug. Sie blicken alle vor sich hin, gelangweilt und entspannt, wobei ihre

Schultern sich behaglich berühren. Es ist intim, ein bisschen lustig und unglaublich menschlich. Die Schlafzimmerwände hat Cooper in einem klaren, hellen Blau gestrichen. Ich würde es ein Winterpastell nennen – frisch und beruhigend zugleich. Überhaupt hat der ganze Raum eine beruhigende Wirkung. Ich lasse mich auf sein ordentlich gemachtes Futonbett sinken. »Es ist immer so schräg, wieder in dem Zimmer zu sein.«

»Wie oft bist du denn ›wieder in dem Zimmer‹?« Cooper sammelt ein paar Klamotten vom Boden auf.

Auf seinem Bett liegt ein aufgeschlagenes Taschenbuch, einer dieser New-Age-mäßigen Ratgeber, geschrieben von einem Mönch mit einem beseelten Lächeln. *Die Kunst, glücklich zu sein. Meistens.* »Ist das gut?«

Er zieht eine Flasche Marker's Mark aus dem extrem überfüllten Bücherregal und gießt uns zwei Whiskey ein – einen in ein Schnapsglas, einen in eine California-Bears-Footballtasse. »Es ist interessant.«

Ich streife meine High Heels ab und ziehe meine Knie an die Brust. Gestern haben diese Schuhe mich noch glücklich gemacht. Gestern fühlt sich so weit weg an. »Bist du unglücklich, Cooper-neuer-Mitbewohner?«

»Nein.« Er reicht mir das Schnapsglas und macht es sich in einem dieser absurd großen, schwarzen Schreibtischessel bequem. »Nein, im Großen und Ganzen nicht. Ich dachte nur, es könnte nützlich sein zu hören, was die Buddhisten zu sagen haben.«

»Auf die Buddhisten.« Ich hebe mein Glas. »Ich hoffe nur, ich kehre nicht als irgendwas Ekliges wieder.«

Er neigt neugierig den Kopf. Sein T-Shirt ist alt und weich, und ich wünschte, ich würde auch etwas so Gemütliches tragen. Wir trinken. Ich schließe die Augen. Fermentierte Getreidemaische schmeckt immer noch nach zu Hause. Nach einem

anderen Leben. Nach Pick-ups, billiger Limo und Highschool-partys am Lagerfeuer, wo alles und nichts passierte.

Cooper beugt sich mit verschränkten Händen nach vorne. »Also, was ist dir heute passiert?« Er klingt aufrichtig besorgt.

Ich begegne seinem Blick, ohne meine Angst zu verbergen. Es ist das erste Mal, dass ich ihm richtig in die Augen schaue.

Vielleicht sollte ich es ihm sagen. Vielleicht will ich es ihm sagen?

Er blickt nicht weg.

Die Wohnungstür fällt knallend zu. »Lace?« Es ist Steph.

Ich blinzele und rufe: »Ich bin hier!«

Sie taucht in der Tür auf, die Wangen gerötet von der Kälte, und blickt verwirrt zwischen mir und Cooper hin und her. »Ich habe deine Nachricht bekommen. Was ist los?«



Wir hocken im Schneidersitz auf Stephs Bett, und ich erzähle ihr von Dr. Fitzpatrick's Anruf.

Steph Malam ist eine gute ZuhörerIn, vielleicht wegen all dieser kätzchenhaften Mitbewohnerinnen, die sich bei ihr schon das heterosexuelle Herz ausgeschüttet haben. Sie ist indischstämmige Engländerin, was mit einem schicken britischen *Blimey, guvver!*-Akzent und einer schier unendlichen Geduld für ungebildete Amerikaner einhergeht, die keine Ahnung von Geschichte oder Geografie haben (»Ja, ich kann dunkle Haut haben und Britin sein: Tatsächlich gibt es ungefähr eineinhalb Millionen von uns«). Standardoutfit: Indie-Band-T-Shirt, roter Lippenstift, Nasenring. Sie hätte ganz gern, dass man sie für ein bisschen tough und abgebrüht hält, aber ihre riesigen schokobraunen Augen füllen sich schon mit Tränen, wenn sie auch nur an YouTube-Videos von zu ihren Haus-

tieren heimkehrenden Soldaten oder ihre transsexuellen Kinder akzeptierenden Eltern *denkt*. Sie ist ganz schlecht, was Geld, Mädchen und Pünktlichkeit betrifft, und so konfliktscheu, dass sie im Restaurant lieber jedes irrtümlich falsch servierte Gericht aufisst, als es zurückgehen zu lassen («Ich will nicht, dass der Kellner sich schlecht fühlt, und im Ernst, Lace, diese geschmorten Hühnerhälse sind echt lecker»). Sie bringt mich zum Lachen und hat ein Herz von der Größe eines Sonnensystems. Sie ist meine beste Freundin, auch wenn wir das nie offiziell gemacht haben.

Ich erkläre ihr, was ich weiß: dass jeder über BRCA1- und BRCA2-Gene verfügt. Wenn sie funktionieren, halten sie Krebszellen davon ab, sich zu bilden. Das Problem ist, wenn sie kaputt sind, wenn sie so weit mutiert sind, dass sie ihren Job nicht erledigen können. Dann bist du am Arsch. Du hättest bessere Chancen damit, deine Schlüssel in der Wohnungstür stecken zu lassen und darauf zu hoffen, dass die Diebe dich übersehen – und zwar für den Rest deines Lebens. Denn das ist es, was es ist: ein kaputtes Schloss gegen einen praktisch zwangsläufigen Einbruch.

Meine ehemalige Mitbewohnerin nimmt meine Hände und drückt sie ganz feste. »Das muss ein Riesenschock gewesen sein.«

»Ja, so riesig, dass ich wie so eine Geistesgestörte von der Hoffman-House-Party abgehauen bin. Gott, ich hoffe nur, niemand hat mich gesehen.«

»Und wenn schon, das ist egal.« Steph schaut mich an. »Wie fühlst du dich?«

»Ich weiß nicht.« Ich reibe mir die Stirn. »Ich habe keine Ahnung.«

»Das ist in Ordnung.« Sie drückt meine Schultern. »Eins nach dem anderen, morgen ist auch noch ein Tag.«

»Ich habe einen Termin«, erwidere ich ausweichend. »Morgen. Bei einer genetischen Beraterin in einem Krebszentrum in Nord-Manhattan.

Steph reagiert auf das Wort *Krebs*, als hätte ich etwas unfassbar Gemeines gesagt: mit einem heftigen Schock, den sie zu verdauen versucht, ohne deswegen die Fassung zu verlieren. »Wow. Okay. Das klingt ...« Ich denke, sie sagt gleich *schrecklich*. Sie entscheidet sich für »gut«. Sie bindet ihren Bob zu einem winzigen, stummeligen Pferdeschwanz zusammen, was sie immer tut, wenn sie nervös ist. »Und was heißt das alles? Also, falls du ein erhöhtes Risiko hast, was ...?«

»Ich schätze mal, das erfahre ich morgen.« Ich rolle mich vom Bett und gehe zum Bücherregal auf der anderen Seite des Zimmers.

»Was ist das durchschnittliche Risiko für die meisten Frauen? So was wie fünf Prozent?«

Dreizehn. »Ich weiß nicht genau.« Ich ziehe ein Buch aus einem der Stapel auf ihrem Schreibtisch hervor: *Angst vorm Fliegen*. »Das wollte ich schon immer mal lesen. Kann ich es mir borgen?«

Steph schweigt. Als ich mich umdrehe, starrt sie auf ihr Smartphone. »Das Lebenszeitrisiko von Brustkrebs bei BRCA1-Trägerinnen kann bis zu ...«

»Hoch! Ja, ich weiß, es ist echt beschissen hoch.« Ich klinge wütend und mildere sofort meinen Tonfall. »Das ist nicht der Moment für *Dr-Google*-induzierte Hysterie, Stephanie.«

»Ich bin auf einer total seriösen Seite«, sagt sie.

»Einfach nur nicht jetzt, okay? Nicht heute. Hast du keinen Whiskey da? Komm, wir betrinken uns.«

»Ich versuche doch nur zu verstehen, was das alles bedeutet«, erwidert sie beinahe flehentlich.

»Nun, dafür wird es noch haufenweise Zeit geben.« Ich bli-

cke mich auf der Suche nach einer Flasche mit was Braunem drin um. »DNA, du weißt schon. Gibt nicht unbedingt eine Heilung dafür.«

»Oh Gott.« Steph hebt die Hand an den Mund.

»Ich wollte damit nicht ...« Ich atme schwer aus »Mir geht's gut. Im Moment geht es mir absolut blendend.«

»Aber ...« Ihre Augen zucken zu ihrem Smartphone.

»Steph! Themenwechsel.« Ich schnipse schnell mit den Fingern auf der Suche nach irgendwas, buchstäblich *irgendwas*. »Barista-Mädchen. Die eine, in die du verschossen bist. Irgendwelche Fortschritte?«

»Barista?« Sie kann ihre Augen nicht davon abhalten, immer wieder zu ihrem Handy zu wandern.

»Café am Eck. Pferdetattoo. Sie hat dir einen Latte macchiato aufs Haus spendiert.« Jetzt bin ich es, die fleht.

»Ähm ... ja, ich ... bin neulich hin und ...« Sie schüttelt den Kopf. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Mein Magen zieht sich zusammen. »Lace, ich kann nicht. Ich muss wissen, was das bedeutet.«

»Herrje, Steph! Es geht nicht um dich!« Sofort bereue ich es. »Es tut mir leid. Entschuldige.«

»Ist schon okay. Lass es raus. Deine Gefühle sind absolut berechtigt.« Sie kommt auf mich zu, die Arme zu einer Umarmung ausgestreckt.

Ich weiche zurück, werfe eine Lampe um. Gelbes Licht wippt über die Wände. »Scheiße. Es ist schon spät. Ich sollte gehen.«

»Lace!«

Ich haste durch das Loft zurück, stoße hektisch die Arme in meine Mantelärmel, wickle den Schal zu eng um meinen Hals. Steph ist hinter mir, ruft mir nach, damit ich warte, *bitte warte*. Sie erwischt mich, als ich gerade die Wohnungstür öffne. »Wir werden das durchstehen, Lace.« Ihre Stimme ist weiner-

lich und hoch. »Was auch immer passiert, wir werden es durchstehen.«

Ich reiße mich los. Die wenigen Zentimeter zwischen uns sind eine Kluft. »Das hier passiert aber nicht dir, Steph.«

4.

Die Leute sagen immer, dass eine ordentliche Mütze voll Schlaf die beste Medizin sei, dass am nächsten Morgen alles anders aussehe. Diese »Leute« sind dreckige Lügner, die bloßgestellt und auf der Stelle bestraft gehören. Ich schlafe weder gut noch durch. Gegen drei Uhr nehme ich eine Schlaftablette und ver falle in einen erstickenden Albtraum, in dem ich mich in eine Werwölfin verwandle und Elan Behzadi immer wieder versucht, mich in einer Modenschau unterzubringen. Mein Wecker geht um sechs Uhr los. Draußen ist es noch dunkel, als ich mich in mein winziges Badezimmer schleppe. Die Tatsache, dass ich vor *und* nach meinem Spinning-Kurs dusche, ist etwas, das nur Steph über mich weiß, und heute früh bin ich fest entschlossen, meinen Hintern aufs Rad zu schwingen. Ich habe volle Kontrolle über meinen Körper, ich bin seine Herrin. An vier Morgen die Woche jage ich ihn durch die Hölle, und er belohnt mich dafür, indem er mich anstandslos in Jeans der Größe 36 passen lässt. Heißes Wasser prasselt auf meine Haut. Ich schöpfe einen Klecks Rosen-Bergamotte-Zuckerpeeling aus dem Tiegel und verreise es in sanften kreisförmigen Bewegungen um meine Brüste. Meine Fingerspitzen fahren über die schwachen Dehnungsstreifen und die Schar kleiner Sommer sprossen. Jede Brust liegt bequem in einem meiner Handteller und wiegt kaum mehr als ein kleines Vögelchen.

Meine Oberweite ließ sich damals ganz schön lange bitten.

Ich war neun, bis es zu einer Entwicklung kam, die einen Tagebucheintrag wert war, und fast dreizehn, bis ein kritisches Volumen einen echten BH rechtfertigen konnte. Ich lechzte danach, den ollen Sport-BH, den ich von meiner Schwester weitergereicht bekommen hatte, in die Tonne zu treten, doch die Frage war, wie. Zu der Zeit war mein Vater eher schon so etwas wie ein Special-Guest-Star als ein Mitglied der Stammbesetzung, und meine Schwester verbrachte ihre Freizeit vornehmlich damit, Morrissey zu hören und alles und jeden zu hassen. Ich hatte angefangen, mir mit Babysitten was dazuzuverdienen, was ich heimlich tat, da meine beiden Familienmitglieder sich nicht zu schade waren, sich meine Ersparnisse »auszuborgen«. Ich bin das einzige Mädchen, das ich kenne, das sich ihren ersten BH alleine kaufen musste. Ich erzählte der Verkäuferin, meine Mom wäre noch in der Kundentoilette. Die Dame brachte mir vier bügellose BHs in verschiedenen Größen, und ich probierte sie alle mit der Gewissenhaftigkeit einer Wissenschaftlerin an. Ich kaufte den billigsten und zählte die Summe am abblätternen beigen Verkaufstresen auf den Cent genau ab.

Die Verkäuferin, die in regelmäßigen Abständen den Laden nach meiner abwesenden Mutter absuchte, bedachte mich mit einem prüfenden Blick, als sie mir die Plastiktüte überreichte. »Ist das dein erster BH?« Ihre Ohringe hatten die Form von kleinen Katzens Gesichtern.

Ich nickte peinlich berührt.

Sie schürzte die Lippen, wobei der matte malvenfarbene Lippenstift sich in den Fältchen um ihren Mund verästelte. »Männer denken manchmal nicht mit dem Kopf. Sie denken mehr mir ihrem ...« Sie senkte finster den Blick auf ihren Schritt. Meine Verlegenheit steigerte sich schlagartig zu heißer Scham. »Du musst immer das hier benutzen«, sie tippte sich an

die unter einer Wolke aus orangem Haar versteckte Schläfe, »wenn es um *das hier* geht.« Wieder deutete sie auf ihren Schritt-Penis.

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich ganz automatisch, während ich gleichzeitig ein nicht konfessionsgebundenes Stoßgebet um meine sofortige Exekution zum Himmel schickte.

Sie nickte zufrieden und wandte sich ab, um sich um die nächste Kundin zu kümmern.

Meine Jugend war voller solcher Momente: gut gemeinte, wenn auch wirre Puzzles aus Ratschlägen von einem losen Netzwerk älterer Damen, die sich zusammen zu einem nur schwer verständlichen Bild des Frauseins fügten. Ich brauchte »Damenbinden« für die Tage, wenn »die Rote Tante kommt«; ich könnte womöglich »Bedürfnisse« haben, aber es sei am besten, »ihnen nicht nachzugeben«. Anstatt mir beizubringen, meine Weiblichkeit mit offenen Armen willkommen zu heißen, lautete die Botschaft: Ignoriere sie, und vielleicht geht sie vorüber. Im Großen und Ganzen war alles, was mit Sex, meinem Körper oder meiner Existenz als Frau zu tun hatte, mysteriös bis schambehaftet, und je weniger ich darüber nachdenken, geschweige denn irgendwas dahingehend unternehmen musste, desto besser. Ich war unglaublich dankbar, als meine Brüste ihr Wachstum bei 70B einstellten. Die Mädels hängen weder, noch sind sie erbsengroß und stellen somit keine meiner fünf Hauptproblemzonen dar. (Eigentlich bin ich ganz zufrieden mit dem, was ich habe, aber sagen wir mal so: Meine Hüften lügen nicht und halten in keinem Outfit die Klappe.) Meine Nippel haben die dezente Größe von Cranberrys und meine Brustwarzenvorhöfe (wer hat sich das Wort eigentlich ausgedacht?) die Farbe reifer Sommerpfirsiche. Mit dem richtigen Push-up-BH kriege ich ein passables Dekolleté hin. Mein Ex-Freund an der Uni nannte sie »artig und fein«. Ein

stilles Erfolgsduo, das nun unerwarteterweise zu den Stars der Show avanciert ist. Und zwar aus den denkbar falschesten Gründen.

Der süße Rosenduft vermengt sich mit dem Dampf. Ich hole tief Luft und stoße sie wieder aus, wobei ich bis vier zähle. Dann wiederhole ich es noch einmal. Zum ersten Mal seit Dr. Fitzpatrick's Anruf verspüre ich so etwas wie Wohlsein. Erlösung. Ja, sogar Hoffnung. Eine Perspektive. Ich habe keinen Krebs. Womöglich kriege ich nie welchen. Ich bin fünfundzwanzig, ich bin jung. Auch wenn es sich nicht so anfühlt. Die absurd hohen Statistiken, die Steph im Netz gefunden hat, bezeichnen das Lebenszeitrisiko. Die Wahrscheinlichkeit, in meinem Alter Krebs zu kriegen, liegt viel, viel niedriger. Das hier ist kein Todesurteil – ganz und gar nicht. Vielleicht verlege ich meinen Termin heute Nachmittag einfach. Es ist durchaus möglich, dass meine Panik eine kleine Überreaktion ...

Und da spüre ich es. Dort, auf der linken Seite, auf der Unterseite.

Ein Knoten.

Alles bleibt stehen.

Ich drücke hinein, umkreise ihn wieder und wieder, doch es ist und bleibt ein Knoten. Glaube ich. Ich weiß es nicht. Ich taste meine Brüste immer mal wieder ab, aber ich bin mir nie ganz sicher, wonach ich eigentlich suchen soll, und meistens endet es damit, dass ich ein verirrtes Härchen rauszupfe oder, gelegentlich, masturbiere. Es könnte ein Lymphknoten sein oder eine Zyste, oder ES KÖNNTE EIN GOTTVERRAMMTER TUMOR SEIN! Ich knalle den Wasserregler so fest runter, dass meine Hand schmerzt. Als ich aus der Dusche steige, trifft mein Fuß auf die Badematte und schlittert nach vorne weg. Ich rudere auf den rutschigen Fliesen rückwärts und lande unsanft auf meinem Hintern. Ein fieser Schmerz schießt mein Steiß-

bein empor. Ich weiß nicht, ob ich dankbar oder traurig bin, dass niemand da ist, um das hier mitanzusehen.



Als ich im Midtown Medical eintreffe, humple ich immer noch. Meine hysterische Darbietung einer im Dachstuhl gefangenen Taube überzeugt die Arzthelferin, mich dazwischenzuquetschen, um Dr. Fitzpatrick mein keckes neues Knötchen zu zeigen. Ehrlich gesagt, verspüre ich selbst meinem Friseur gegenüber mehr Loyalität als meinem Frauenarzt. Dr. Fitzpatrick ist ein klassischer weißhaariger Patriarch, der höchstwahrscheinlich Hirschgeweihe als adäquaten Wandschmuck betrachtet und diverse uneheliche Kinder rund um den Globus geparkt hat, aber er akzeptiert meine Krankenversicherung und seine Praxis befindet sich in der Nähe meiner Arbeit.

Nachdem er meine Brüste grob zwei Sekunden abgetastet hat, meint er, er könne nichts mit Sicherheit sagen, aber er werde versuchen, mir einen Termin für eine kurative Mammografie und eine Ultraschalluntersuchung gleich nach meinem genetischen Beratungsgespräch heute Nachmittag zu besorgen. Eine kurative Mammografie sei etwas anderes als ein Mammografie-Screening, kurativ heiße, sie suchen nach was Bestimmtem. Ich habe keine Ahnung, ob meine Versicherung das bezahlt, oder was sie überhaupt bezahlt. Als ich von schiefer Angst gepackt losheule, sagt er: »Na, na, das bringt jetzt doch auch nichts.« Und schiebt noch hinterher, dass die Arzthelferin sich um die Terminvergabe kümmern werde. Wow, ich hatte ja keine Ahnung, dass gleich so viel Mitgefühl in einen greisen Körper passt.

Bei Hoffman House hängen meine Kollegen und Kolleginnen mit Sandwiches bewaffnet und schlimm verkatert an ih-

ren Schreibtischen. Mit meinen geröteten Augen und der verschmierten Wimperntusche füge ich mich absolut ins Bild. Die Praktikantinnen zwitschern um mich herum wie Dornröschens tierische Disney-Freunde, überschütten mich mit telefonischen Mitteilungen und neuestem Tratsch, verlangen Anweisungen, benötigen Aufmerksamkeit. Scheint so, als hätte niemand gestern meinen panischen Abgang von der Party bemerkt. Ich sollte erleichtert sein, aber in mir ist kein Platz für andere Gefühle und Gedanken als jenen, der in rot leuchtenden Großbuchstaben in meinem Kopf schrillt: KREBS. KREBS. DU HAST KREBS! Ich muss mich dazu zwingen, *die Stelle* nicht zu berühren, die ich jetzt so oft angetatscht habe, dass sie entweder blau anlaufen wird oder glänzt wie ein Messingknäuf. Der Anblick meines Schreibtischs, so ordentlich und optimistisch, lässt die Tränenströme beinahe wieder losbrechen. Schwarzweiße Automatenfotos von Steph und mir bei irgendeinem Event, auf dem wir dämliche Grimassen schneiden, liegen neben meinem VIP-Pass für die Alexander-McQueen-Retrospektive im Metropolitan Museum of Art. Dann ist da noch mein kupferner Bleistiftspitzer in der Form des Eiffelturms. Die Einladung zum dritten Geburtstag meiner Nichte. Neben meiner Tastatur ein Paisley-Stoffmuster – so klein, so unschuldig. Eine perfekte Metapher für meine kleine, unschuldige Vergangenheit, damals, als das einzige Ziel darin bestand, Spaß zu haben, sich mit Steph zu betrinken und zu lachen. Und auch wenn ich weiß, dass ich die Geschichte beschönige und das Leben nicht so leicht war, war es das doch. War es wirklich.

Eine heisere Stimme ... Honig auf gesplittertem Glas: »Lacey?« Patricia Hoffman steht an meinem Schreibtisch.

Oh nein.

Patricia Hoffman ist auf tausenderlei Arten großartig, was bei mir eine berauschte Mischung aus Loyalität, Bewunde-

rung und Furcht hervorruft. Dank ihrer Passion für Schönheits-OPs, Liebhaber, die nicht zu alt wären, um mich zu daten, und Perücken habe ich nie ganz rauskriegen können, wie alt sie wirklich ist. Sie war viermal verheiratet, besitzt zwei Stadthäuser in New York – eins in Upper Manhattan, eins ins Lower Manhattan –, und man erzählt sich, dass Paul Simon einst einen Song über sie geschrieben hat. Eine klassisch extrovertierte Persönlichkeit mit dem Elan einer Erstsemesterin, der Kultiviertheit alten Adels und der Garderobe einer Kostümbildnerin. Normalerweise freue ich mich über unser gelegentliches kurzes Geplänkel. Doch heute ist nichts normal.

»P.. Patricia. Hi. Wie war's in Paris?«

»Ach, das Übliche.« Sie nimmt ihre goldene Cat-Eye-Brille ab. »Haufenweise Knaben mit albernen Schnurrbärten, die mir billigen Champagner unterjubeln wollten und versuchten, mich in ihre winzigen französischen Betten zu kriegen.«

Mein Stichwort für eine flotte Erwiderung à la: »Ich sehe schon, Sie sind mit Emirates geflogen«, aber ich muss mir solche Mühe geben, nicht vor meiner Chefin loszuflennen, dass ich kein Wort rauskriege.

Sie zieht ein Paar altrosa Lederhandschuhe aus und enthüllt ihre manikürten Fingernägel in der Farbe reifer Pflaumen. »Wie war die Party? Ich bin untröstlich, dass ich sie verpasst habe!«

»Die Party war ...« Mir fällt kein einziges attraktives Adjektiv oder Bild ein. Zu meinem eigenen Entsetzen verlege ich mich auf: »... nett.«

»Nett?« Patricia starrt mich mit einem Ausdruck tiefster Verwirrung an. Dann Schrecken. Der sich zu Besorgnis abmildert. Mit ihrer ungekünstelten Stimme fragt sie: »Lacey, ist mit Ihnen alles in Ordnung?«

Ich nicke hastig und setze rasch ein Lächeln auf, das ungefähr genauso überzeugend ist wie ein Toupet.

Ihre Stirn verzieht sich zu einem Runzeln. Sie legt eine Hand auf meine Schulter. »Kommen Sie in mein Büro. Wir lassen uns von den Kätzchen« – die sie dienstfertig umschmeichelnden Praktikantinnen – »einen Cappuccino vom Le Coucou holen.«

Und während der erbärmliche, der bedürftige Teil von mir die Hacken in Patricia Hoffmans Schaffellteppich graben und ihr absolut alles erzählen will, schiebt ein anderer, mächtigerer Teil diesem Drang einen Riegel vor. Es war bereits extrem nett von meiner Chefin, meine Arbeit an Clean Clothes nach Feierabend zu unterstützen – höchstwahrscheinlich, weil ich angedeutet hatte, dass ich, falls wir je eine Finanzierung an Land ziehen, meinen Job hier nicht kündigen würde. Ich wollte sie nicht enttäuschen oder unnötig beunruhigen: So viele Start-ups ... nun ja, sie kommen nicht über den Start hinaus. Aber um ehrlich zu sein, irgendwas an Patricias Großzügigkeit war mir immer latent unangenehm. Ich bin kein Sozialfall. Ich will niemandem eine Last sein oder Mitleid erwecken. Außerdem will ich Patricia keinerlei Anlass geben, zu glauben, ich würde nicht genau dorthin gehören, wo ich bin. Ich zaubere das ambitionierte Strahlen einer aufstrebenden, zugezogenen New Yorkerin auf mein Gesicht. »Danke, aber ich möchte das wilde Networking-Wirrwarr von gestern Abend aufarbeiten. Das Eisen schmieden, solange es heiß ist ... Sie wissen schon.«

Ihr Lächeln kehrt mit sichtlicher Erleichterung wieder. »Ja, wer rastet, der rostet.«

Es war die richtige Reaktion. Ich erwidere das Lächeln. »Nein, bloß nicht rosten.«

5.

Ich verbringe den Tag damit, auf die Zeitanzeige zu starren, die auf sechzehn Uhr hinauszählt. Selbst die Jahreszeiten vergehen schneller. Gegenüber von meinem Schreibtisch hängt ein Poster, das mit dicker, fetter Typo fragt: WHO IS AFRAID OF NOW? Oh, also *ich* weiß, wer Angst vor dem Jetzt hat!

Vivian und Steph rufen mehrfach an, doch ich lasse sie in die endlosen Weiten meiner Mailbox umleiten. Die Vorstellung, mit einer der beiden über den gestrigen Abend zu reden, fühlt sich ungefähr so verlockend an wie eine Analspiegelung.

Um exakt halb vier melde ich mich ab und murmle irgendwas von einem Kaffee-mit-Kunden-Termin Richtung Empfangsdame. Der Schnee von gestern Nacht wird bereits grau und matschig. Ich nehme die U-Bahn nach Nordmanhattan.

Ich bin davon ausgegangen, das New York Cancer Care Center sei eine Einrichtung für Beratungsgespräche und Sorry-du-bist-am-Arsch-Betreuung. Ich bin nicht darauf vorbereitet, dass es auch ein Zentrum für akute Krebsbehandlungen ist. Die Frau in der Schlange vor mir hat einen komplett kahlen Kopf. Meine innere Reaktion ist mir selbst peinlich: Ich finde es grauenvoll. Als sie am Empfangstresen fertig ist, wird mir bewusst, dass ich einen unnatürlich großen Abstand zu ihr eingehalten habe.

Ich konnte Krankenhäuser noch nie leiden. Man kann gestrost sagen, dass ich sie abgrundtief hasse. Aus Gründen, über die ich nicht wirklich nachdenken will.

Ich werde angewiesen, auf einem der makellosen petrolgrünen Sofas Platz zu nehmen, bis ich drankomme. Alles hier sieht neu, sauber und teuer aus, was in mir abermals Sorgen bezüglich meiner Versicherung und der Kostenübernahme weckt. Mir ist klar, dass ich den Anruf vor mir herschiebe, und

mir ist klar, dass das feige ist. Doch allein die Vorstellung macht alles viel zu real.

Ein banges Gefühl zupft unentwegt an mir. Ich sage mir selbst, dass es nur ein Beratungsgespräch ist, dass hier nichts Schlimmes passieren wird. Aber mein Körper will nichts davon hören und reagiert stattdessen, als müsste ich gleich eine Einzelpräsentation vor der gesamten Belegschaft halten. Mein Herz wummert laut in meinen Ohren.

Eine trashige Frauenzeitschrift zeigt ein makabres Karussell grinsender gephotoshopper Fratzten. Eine Frau mit dem Körperfettanteil eines Haargummis beugt sich über einen an ein Bett gefesselten Typen mit enthaarter Brust. Seine Augen sind auf eine Art zusammengekniffen, die entweder auf Begehren oder Mordlust schließen lassen. Die Schlagzeile brüllt mir entgegen: *ENTFESSELN SIE IHRE FANTASIEN! DER SEX, DEN SIE SCHON IMMER HABEN WOLLTEN*. Die Brüste der Haargummifrau quellen aus dem schwarzen Spitzen-BH wie zwei überreife Melonen mit Fluchtabsichten.

Sie ist der Inbegriff von sexy.

Brüste sind sexy. Alle mögen sie. Titten anglotzen ist eine *der* großen amerikanischen Freizeitbeschäftigungen, so wie Baseball oder gelegentlicher Rassismus. Babys mögen Brüste. Männer mögen Möpfe. Ich mag meine. Aber ich habe mich definitiv noch nie über einen an ein Bett gefesselten Typen gebeugt, um ihn mit einem Paar aufmüpfiger Cantaloupe-Melonen zu überrollen. Ist es das, was ich tun sollte, angesichts der Tatsache, dass eine meiner Optionen ... nun ja ...?

»Lacey Whitman?«

Eine Frau in knöchellangem Rock, beigefarbenem Rollkra-genpulli und einer, wie ich stark vermute, selbst gestrickten Weste hält ein Klemmbrett in den Händen. Ein züchtiger Bob, offenes Gesicht, ein paar Pfunde zu viel. Bin ich etwa in den

Kaninchenbau gefallen und direkt wieder in Illinois gelandet? Sie verströmt den Dunst von Kuchenverkauf und Tupperware, und falls sie *jemals* ihre sexuellen Fantasien entfesselt hat, so wette ich, dass sie gebuttertes britisches Hefegebäck und ein nettes kleines Nickerchen beinhalten. Sie heißt Judy-Ann McMallow, und sie ist meine humangenetische Beraterin.

Judy-Anns Büro duftet nach heißen Zimtschnecken, und zwar in der Version eines billigen Lufterfrischers. Diverse Lampen bemühen sich um eine Atmosphäre von »Behaglichkeit«, doch sie können nicht die Tatsache übertünchen, dass es ein Büro ist, in dem Menschen schlechte Nachrichten bekommen. Sage und schreibe drei Taschentuchspender befinden sich in Griffweite. Ich hocke mich auf die Kante eines kleinen, weichen Sofas, während sie sich für eine Unordnung entschuldigt, die ich nirgends ausmachen kann. Einen Tee? Gerne. Sie hat eine Kanne Kamillentee bereitstehen. Judy-Ann spricht mit mir in einem Tonfall, der dazu angedacht ist, mich zu beruhigen, und obgleich er das nicht unbedingt schafft, so hat es doch den Effekt, dass ich sie nachahme. Ich war immer schon ein bisschen wie ein Chamäleon – in der Lage, mit allen möglichen Menschen zu verkehren, von Milliardärsrackern bis hin zu Farmern der vierten Generation, indem ich beinahe automatisch ihre Eigenheiten und Sprechmuster imitiere. Als Judy-Ann also in einem mitleidstriefenden Halbgeflüster loslegt, erwische ich mich dabei, wie ich in gleicher Weise antworte.

»Also, Lacey, wie geht es Ihnen?«

»Mir geht's gut, Judy-Ann. Mir geht's gut.«

»Schön. Nun, was wissen Sie bisher?«

»Ich weiß, dass ich positiv auf die BRCA1-Genmutation getestet wurde, und ich begreife das Risiko, dem ich dadurch ausgesetzt bin.«

»Mhm.« Ein angemessener Blick beflissenen Mitgeföhls. »Ja,

das ist hart. Ich entnehme Ihrer Akte, dass Sie vor dem Test nie eine genetische Beratung in Anspruch genommen haben. Stimmt das?»

»Ja«, antworte ich. »Mein Arzt hat mich nicht über die Möglichkeit aufgeklärt.«

Tatsächlich ist das eine Lüge. Die Wahrheit ist, dass ich meinem Arzt gesagt habe, dass ich bereits bei einem Humangenetiker gewesen war, dass, ja, ich die Risiken verstünde. Ich war vollauf davon überzeugt gewesen, dass der Test negativ ausfallen würde. Vorab zu einer genetischen Beratung zu gehen erschien mir völlig überflüssig – nur ein weiterer Trick des Gesundheitssystems, mir meine bereits kümmerlichen Gehaltschecks aus der Tasche zu ziehen. Ich machte mir mehr Sorgen darum, ob meine Krankenversicherung die Kosten für den Test übernehmen würde, als um das Ergebnis.

»Und wie fühlen Sie sich im Moment?«, erkundigt sich Judy-Ann.

Ich tue so, als würde ich über die Frage nachdenken, und antworte in ihrem affektierten Halbflüstern. »Ich habe Angst, an Brustkrebs zu sterben, Judy-Ann.«

Ihre Lippen verziehen sich zu einem teilnahmsvollen Lächeln, doch ihre Augen mustern mich prüfend und ziehen ihre eigenen Schlüsse. »Möchten Sie darüber reden?«

Über meine Angst zu sterben? Mit Ihnen, einer wildfremden Frau? Mein Nachahmungstrick verpufft. Ich starre auf meine Schuhe. »Vielleicht später.«

Sie notiert sich etwas. »Lassen Sie uns über Ihre Familiengeschichte sprechen.«

Obwohl ich ahnte, dass dieser Teil kommen würde, zuckt mein Fuß auf dem Teppich. »Klar. Dauert nicht lange.« Ich erkläre, dass meine Großeltern väterlicherseits in Florida leben, immer noch wohlauf sind und keine Krankheitsgeschichte mit

Krebs haben. Wir stehen uns nicht nahe. »Sie finden, Abtreibung ist schlimmer als Pädophilie, von der sie auch nur aufgrund der Existenz schwuler Männer wissen. Das Letzte, was ich von meinem Dad gehört habe, ist, dass er als Perlentaucher auf Tahiti arbeitete. Er ist ein Freigeist, will sagen, katastrophaler Vater. Keine Tanten, keine Onkel. Meine Großeltern mütterlicherseits verunglückten in den Siebzigern während ihres Urlaubs bei einem Autounfall in Rom, doch wenigstens starben sie, während sie taten, was sie am meisten liebten – nämlich betrunken Auto fahren. Ich habe eine ältere Schwester, Mara, dreißig Jahre. Sie lebt oben im Norden, mit ihrer Tochter, Storm, die definitiv das normalste Familienmitglied ist. Und nur damit die Maßstäbe klar sind: Storms bester Freund ist ein unsichtbares Pferd namens Bottom.«

Judy-Ann nimmt das alles völlig unbeeindruckt auf. »Irgendwelche Krebsvorerkrankungen bei Ihrer Schwester?«

Ich schüttele den Kopf. »Meine Schwester ist ...« Wie soll ich das bloß in Worte fassen – eine ergebene Dienerin der Kombucha-Gottheit? »... nicht unbedingt ein Fan westlicher Medizin. Gentests inklusive.«

»Wenn ein Geschwister positiv auf BRCA1 getestet wurde, besteht die fünfzigprozentige Wahrscheinlichkeit, dass die anderen Geschwister ebenfalls die Genmutation tragen«, erklärt Judy-Ann. »Wie fühlen Sie sich bei dem Gedanken, Ihrer Schwester von dem Ergebnis zu erzählen?«

»Ich werde es ihr nicht erzählen«, erwidere ich. »Ich kann es nicht. Ich habe Angst.« Ich wische die Handflächen an meiner Jeans ab. »Meine Schwester ist ... ich glaube nicht, dass sie ...«

»Wir können gerne ein anderes Mal über Mara reden«, sagt Judy-Ann. Sie schaut mich auffordernd an.

»Das ist alles, was ich weiß«, murme ich. »Wie ich schon sagte, es dauert nicht lange.«

»Was ist mit Ihrer Mutter?«

Ich starre Judy-Ann an, als hätte sie mir die übergriffigste persönliche Frage überhaupt gestellt – was sie auf gewisse Weise auch hat. In einer Stadt wie New York ist es überraschend einfach, das Thema Familie auszuklammern. Hier sind alle vollauf damit beschäftigt, sich zu einer Version ihrer selbst umzugestalten, die sie allein als passend erachten. Es bedarf lediglich einiger kleiner Konversationskniffe, um die Botschaft zu säen, dass Familie ein Thema ist, über das man nicht reden möchte. Ich fühle mich bloßgestellt. Ich winde mich auf meinem Polsterkissen, da ich weiß, dass Judy-Ann sich auf das hier stürzen wird wie ein betrunkenes Mädchen auf einen Cheeseburger. Aber das hier ist kein mieses erstes Date. Das hier ist ernst. Ich muss mich meiner eigenen dämlichen Angst stellen. Also blicke ich ihr geradewegs in die Augen. »Meine Mutter, June Whitman, ist an Brustkrebs gestorben, als ich fünf war. Sie war einunddreißig.«

»Einunddreißig?« Judy-Ann kann den Anflug von Aufregung, möglicherweise auch Erleichterung, nicht verbergen: *Da!* Da ist sie ja, die Erklärung für meine Mutation. »Das ist sehr jung.«

Ich nicke, einmal.

»Wie sah ihr Behandlungsplan aus?«

»Zwei Runden Chemo. Sie starb im Krankenhaus.« Meine Stimme ist die eines Roboters. Ich werde jetzt nicht emotional.

»Wissen Sie, wie alt June war, als sie die Diagnose bekam?«

Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß nur, dass es schnell ging. Also vom Anfang ... bis zum Ende.« Ich erinnere mich an ein dunkles Zimmer. Die Vorhänge sperren das grelle Sonnenlicht aus. Das Saftglas, das ich halte, so groß in meinen kleinen Händen, fällt zu Boden.

»Wissen Sie, um was für eine Art von Brustkrebs es sich handelte?«

»Nein. Ich kann aber versuchen, es herauszufinden. Falls es irgendwie hilft.«

Ich hatte Angst, dass der Saft Flecken auf dem Krankenhausboden hinterlassen könnte und man mit mir schimpft. Ich wollte weinen, aber ich hatte Angst, sie aufzuwecken. Alle meine Bemühungen, meiner sterbenden Mutter zu helfen ... so selten unnütz.

Judy-Ann unterstreicht etwas. »Es ist hilfreich, ein möglichst vollständiges Bild zu haben.«

»Warum?«

Die Beraterin mustert mich eine kurze, knappe Sekunde lang. Ihre »Wollen Sie noch einen Keks?«-Lieblichkeit verpufft für einen Moment. Offensichtlich kommt sie zu dem Schluss, dass ich damit umgehen kann: »Erblich bedingter Krebs, der bei Patientinnen mit der BRCA1-Mutation auftaucht, neigt dazu, sehr aggressiv zu sein. Triple-negative, schnell wachsende Tumore, was eine niedrigere Ansprechwahrscheinlichkeit für Chemos bedeutet. Mich interessiert nur, ob es diese Form von Krebs ist, die ihre Mutter hatte.«

Ob das der Krebs ist, den ich kriegen werde. Ob das der Krebs ist, den ich schon habe. Ob das der Krebs ist, der – und klar habe ich das die ganze Zeit gewusst – dafür gesorgt hat, dass meine Versicherung den Gentest überhaupt bezahlte. Der mich dazu brachte, Dr. Fitzpatrick zu fragen, ob er eine Mammografie für sinnvoll hält. Die Luft in dem Zimmer ist drückend. Plötzlich kommt mir der Gedanke, wie absolut absurd das alles ist. Dass wir hier sitzen, Tee trinken und meinen möglichen Tod diskutieren, als ob es ernst wäre – aber nicht unbedingt ernster als ein lauter Nachbar (»Das ist Lärmbelästigung. Jawohl: *Lärmbelästigung*.«). Das hier ist mein *Leben*.

»Ich brauche einen Plan«, stoße ich hervor. »Nennen Sie mir einen Plan.«

»Wir können in jedem Fall damit anfangen, Ihre Optionen durchzugehen«, sagt Judy-Ann. »Falls Sie sicher sind, dass Sie bereit ...«

»Ich bin bereit«, falle ich ihr ins Wort. »Ich bin bereit, legen wir los.«

Ich habe zwei Handlungsstrategien. Die erste ist: »Kontrolle«. Regelmäßige Screenings, alle drei bis sechs Monate. Mammografien, MRTs, Ultraschall. Nicht alles davon wird zwingend von meiner Krankenversicherung übernommen. Ich habe allmählich den Eindruck, dass es bei den Screenings weniger darum geht, sicherzustellen, dass ich krebsfrei bin, sondern zu warten, bis das Mistviech sich zeigt. Die zweite Strategie ist ... *die Sache*. Eine *Mastektomie*. Ich kann das Wort nicht aussprechen, ohne dass es mich schaudert. Mit einem Mal würde sie mein Krebsrisiko von sehr, sehr hoch auf sehr, sehr niedrig minimieren. Echter Seelenfriede. Ich müsste dafür nur meine Brüste opfern.

Auf. Keinen. Fall. »Ich habe online gelesen, dass BRCA-Krebs bei jüngeren Generationen früher auftritt«, sage ich. »Stimmt das?«

»Offiziell gibt es keinen Beweis dafür«, erwidert Judy-Ann. »Aber aus meiner persönlichen Erfahrung kann ich sagen, ja. Das habe ich durchaus beobachten können. Oft als Folge der Lebensführung und diverser Umweltfaktoren, aber wir wissen es nicht mit Sicherheit.«

»Wie kann ich mein Risiko reduzieren?«

»Ich bin keine Ärztin«, erwidert Judy-Ann rasch. »Ich darf Ihnen offiziell keinen Ratschlag dazu erteilen.«

»Und inoffiziell?«

»Ein Arzt würde Ihnen wahrscheinlich eine fettarme, ballaststoffreiche Kost empfehlen. Regelmäßigen Sport.«

Ich bin nicht von Natur aus schlank. Ich leiste das obligato-

rische weibliche Pflichtprogramm in Form von Spinning-Kursen und gelegentlich einer Promi-Diät ab. »Ich lebe ziemlich gesund.«

»Stark reduzierter Alkoholkonsum.«

»Autsch? Echt jetzt?«

»Ein Mediziner würde Ihnen wohl sagen, dass Alkohol das Brustkrebsrisiko erhöht.«

Ich bin schockiert. »Wow, jemand sollte das wirklich ... jedem einzelnen Menschen erzählen.«

»Was würden Sie sagen, wie viele alkoholische Getränke nehmen Sie pro Woche zu sich?«

»Ich würde sagen, ich trinke nur ganz wenig, aber das wäre eine schlimme Lüge.« Ich stoße ein mattes Lachen aus. »Ich persönlich?« Ich zeige auf mich selbst, als würde sie womöglich nach dem Durchschnittskonsum aller Anwesenden im Wartezimmer fragen. »Ich arbeite in einem sehr geselligen Beruf. Trinken ist Teil der Betriebskultur.«

»Acht bis zehn Gläser?«

»Pro Tag?« Ich lache erleichtert. »Nein, nein. Ich meine, ja, manchmal. Am Wochenende. Donnerstags bis sonntags. Sonntag eingeschlossen.«

»Ich meinte pro Woche«, erwidert Judy-Ann. »Wie leicht würde es Ihnen fallen, dem Trinken abzuschwören?«

»Sehr leicht.« Ich schüttele den Kopf, halte dann inne. »Wie sehr würde es mein Risiko mindern?«

Judy-Ann zieht abermals ein mitfühlendes Gesicht. »Nicht so sehr.«

In meinem ganzen Leben habe ich mich nie so sehr nach einem Gin Tonic gesehnt.

Ich nehme wegen meiner Akne die Antibabypille, was Judy-Ann zufolge gut ist. Die Pille sei hilfreich, um das Risiko für Eierstockkrebs zu senken. »Für viele Frauen ist sie genau-

so unverzichtbar wie für andere Menschen Tabletten gegen Cholesterin oder Herzerkrankungen«, fügt Judy-Ann hinzu, was mich überrascht. Ich bin noch zu jung, um mir ernsthaft Sorgen um Eierstockkrebs zu machen, doch wir gehen trotzdem die Anzeichen durch. Ob mir Blähungen, ein erhöhter Bauchumfang oder ein verstärkter Harndrang aufgefallen seien? Nein, nein, nein. Das ist gut, gut, gut. Ich kann mich über die Jahre weiter beobachten. Ansonsten gibt es da ... die andere Möglichkeit.

»Eine Ovariectomie.« Ich zwingen mich, das befremdliche Wort in einem ruhigen, kontrollierten Tonfall auszusprechen.

Judy-Ann nickt. »Die meisten Frauen warten, bis sie ihre Familienplanung abgeschlossen haben, bevor sie ihre Eierstöcke entfernen lassen. Wollen Sie denn Kinder?«

Diese große Frage wird auf so lapidare, routinemäßige Art gestellt, dass ich beinahe laut lachen muss. »Kinder? Wow. Nachkommen. Frucht meiner Lenden.«

»Wir müssen uns nicht jetzt darin vertiefen.«

So wie ich das sehe, haben Frauen die Tendenz, sich in zwei Lager aufzusplitten. Da ist der glückhaften Wollte-schon-immer-Babys-Typus im ständigen Mama-auf-Abruf-Modus – diejenigen also, die diese angeborene Berufung spüren. Es ist, als könnten sie ihre eigene Zukunft sehen, und diese beinhaltet Familienweihnachtskarten sowie Spielplatzbekanntschaften mit wildfremden Muttis im Park. Und dann gibt es die Frauen, die denken: Scheiße, auf gar keinen Fall! Ich lasse mir meine Vagina nicht zerstören und verwandle mich in eine wandelnde Milchstation für irgendeinen kleinen Gremlin, nur damit er mir meine Karriere, mein Sexualleben und meine besten Klamotten ruiniert. Fickt euch und eure biologische Zwangspropaganda, ich schenke mir jetzt noch ein Glas Wein ein und schaue eine komplette Staffel *Game of Thrones*, weil ich es *kann*.

Und ich? Ich bin keins von beiden.

Ich zupfe an einem losen Faden des Sofapolsters. »Die Kindersache steht noch nicht fest.«

»Befinden Sie sich momentan in einer Beziehung?«

Wow, die Frage, die jedes Singlemädchen unbedingt gestellt bekommen möchte. Angeblich findet ja jeder Topf seinen Deckel. Doch heutzutage – Online-Dating sei Dank – gibt es zu viele Deckel. New York City ist eine einzige Deckelparty, rund um die Uhr, und es ist einfach nur *anstrengend*. »Nein, Judy-Ann, bin ich nicht.«

Judy-Ann fragt: »Haben Sie denn konkrete Beziehungsziele?«

»Nun ja, es würde mich nicht stören, in einer zu sein«, antworte ich. »Sei es auch nur, weil man als unverheiratete Frau praktisch Bürger zweiter Klasse ist.« Denn was man hier nie zu hören bekommt, ist: *Es war ein wirklich singlefreundlicher Tag. Es waren so viele Singles da! Alle möglichen Arten von Singles, die einen großen Single-Spaß hatten. Ich war selbst dort, als Single.*

»Wie sieht es mit einem Zeitplan aus?«

»Für ...?«

»Ehe, Kinder.«

Meine Wangen und mein Hals prickeln vor Hitze. Mein Instinkt drängt mich, Desinteresse zu mimen, Abscheu sogar: *Abartig! Voll spießig!* Aber das ist nicht die Wahrheit.

»Ich habe keinen Zeitplan«, murmele ich.

Judy-Ann macht sich eine weitere Notiz. »Für eine junge Frau auf der Suche nach einer ersten festen Beziehung kann es körperliche Erwägungen geben ...«

»Lassen Sie uns nicht um den heißen Brei herumreden, Judy-Ann. Sie wollen damit sagen, wenn ich mir die Möpfe abschnippeln lasse, werden die Typen weniger scharf auf meinen heißen Brei sein.«

Die Beraterin schenkt mir ein beinahe amüsiertes Lächeln.

»Nein, das sage ich nicht. Es ist nur eine Sache, die man in die Überlegung miteinbeziehen sollte.«

Ein ärgerliches Jucken auf Höhe meines Kragens. »Haben Sie die Mutation?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Eben. Also mussten Sie und Ihr Mann« – wahrscheinlich ihre Highschool-Liebe, wahrscheinlich seit hunderttausend Jahren verheiratet – »sich nie mit etwas in der Art auseinandersetzen.«

»Das stimmt. Das mussten meine Frau und ich nicht.«

Heiliger Bimbam, Judy-Ann ist eine Lesbe? Steph hat recht, mein Gaydar ist massiv unterentwickelt. Ich murmle eine Entschuldigung und fühle mich winzig klein. Eine Weile schweigen wir. Meine Finger tasten abermals zu meiner linken Brust. »Wann geht dieses Gefühl weg?«

»Welches Gefühl?«

»Diese ... Sorge.« Diese permanente, vor sich hin brodelnde Furcht.

Judy-Ann schließt ihr Notizbuch. »Das ist bei jedem anders.« Was mir ziemlich stark nach *Es geht nie weg* klingt. »Lassen Sie uns jetzt zum Thema Krankenversicherung kommen.«



Ich werde Dr. Laura Williams vorgestellt, einer Brustchirurgin. Sie ist eins achtzig groß und beinahe irritierend schön – eine hochgewachsene Kerry Washington in weißem Kittel. Sie strahlt die ruhige, effiziente Freundlichkeit aus, die hier bei jedem in der Jobbeschreibung stehen muss. Eine kurze Brustuntersuchung bestätigt das Vorhandensein meines Knotens, woraufhin eine Abklärungsmammografie folgt. Die wird auf einem anderen Stockwerk des labyrinthartigen Behandlungs-

zentrums durchgeführt. Ich ziehe mich um und schlüpfte in einen weißen Frotteebademantel mit einem aufgestickten petrolgrünen NY3C-Logo auf der Brusttasche. Er ist so weich und hübsch wie ein Hotelbademantel, was mich überrascht. Die Hälfte meiner frühen Kindheitserinnerungen besteht aus grässlichen Farben, grellen Neonlichtern und beißenden Gerüchen. Die Assistentin, die mir bei der Mammografie hilft, ist höflich. Das gesamte Equipment glänzt wie ein Raumschiff.

Hat meine Mutter eigentlich eine Mammografie bekommen? Einen Ultraschall? Wie hat sie ihren ersten Knoten gefunden? Ich habe Mühe, mir die sanft lächelnde, dunkelhaarige Frau von den sechs verblassten Fotografien, die ich habe, dabei vorzustellen, wie sie ausflippt und die Kontrolle verliert, so wie ich heute Morgen. Ich kann die Erinnerungen an meine Mutter an einer Hand abzählen, und ich weiß, sie sollten rosastichig und an den Rändern verschwommen sein. Aber das sind sie nicht.

Sobald es um meine Vergangenheit geht, gibt es so viel, an das ich mich nicht erinnern möchte.

Die Ergebnisse der Mammografie sind genauso uneindeutig wie der darauffolgende Ultraschall. Mein Brustgewebe sei dicht, erklärt mir Dr. Williams. So wie es bei vielen jungen Frauen der Fall ist. Eine Biopsie sei erforderlich, um festzustellen, ob der Knoten karzinomatös ist. Ich gehe davon aus, das wird noch Wochen dauern. Nein. Es wird gleich erledigt. Ich habe »Glück« – der gestrige Schneesturm habe ein paar Leute gezwungen, ihre Termine zu verlegen.

»Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe das Gefühl, bereits wie eine Krebspatientin behandelt zu werden.«

»Ja, weil Sie eine sind«, sagt Dr. Williams. »Wir möchten gefährdeten Frauen den gleichen Grad an Pflege und Zuwendung bieten wie Frauen mit Krebs.«

»Ich schätze mal, da ist was dran.« Ich ziehe den Bademantel enger um mich. »Was passiert dann?«

»Schwer zu sagen«, erwidert Frau Doktor. »Ich möchte lieber keine Spekulationen anstellen.«

Jesus, keiner hier will sich auf *irgendwas* festlegen. Ich brauche einfach eine gottverdammte Antwort. »Ich möchte lieber, dass Sie es tun.«

»Ich will Sie nicht in Panik versetzen ...«

»Ich bin schon panisch! Sagen Sie mir einfach, was passiert, wenn da etwas ... Krebsmäßiges ist.«

»Wenn wir es früh erwischen, vielleicht eine Lumpektomie. Vielleicht eine Bestrahlung. Vielleicht ... etwas Radikaleres.«

Chemo. Allein das Wort ist so ein böartiger, fieser Hieb, dass niemand es laut aussprechen will.

»Und nach alledem«, sage ich, »würden Sie immer noch eine Mastektomie empfehlen, richtig?«

»Theoretisch, ja. Wahrscheinlich. Aber lassen Sie uns erst schauen, was die Biopsie verrät.«

Kurz: Alle Zeichen deuten auf Mastektomie.

Im Nu liege ich auch schon auf einer gepolsterten Krankenhausliege. Irgendein Mensch in Kittel findet es eine gute Idee, mir die Nadel zu zeigen, die gleich in meine Brust gestochen wird, um das Gewebe zu betäuben. Sie hat gefühlt die Größe eines Speers.

»Warum zeigen Sie mir das?«, frage ich benommen und versuche, nicht in Panik zu geraten. »Ich kapiere nicht, warum Sie mir das zeigen?«

Jemand Fremdes hält meine Hand fest, als das Ding meine Haut durchspießt. Ich bin ein Stück Fleisch. Nachdem ich betäubt bin, verspüre ich einen scheußlichen, unnatürlichen Druck, als eine lange Silbernadel auf ihrer brutalen Faktenfindungsmission mein Fleisch durchstochert. Auf dem Ultra-

schallgerät neben meiner Liege ist das Innere meiner Brust zu sehen, das ausschaut wie eine schwarz-weiße Mondlandschaft. Alle suchen den Monitor nach dem Ding ab, das mich töten könnte.

Tränen rinnen seitlich an meinem Kopf hinab. Nicht, weil ich Angst habe (was ich tue) oder weil es unangenehm ist (was es ist). Es ist, weil niemand außerhalb dieses Zimmers voller höflicher und freundlicher medizinischer Angestellter weiß, dass ich auf diesem Tisch liege.

Ich bin vollkommen allein.

6.

Vivian ruft wieder und wieder an, bis ich endlich rangehe. Sie will eine nachträgliche Analyse unseres gestrigen Pitches durchführen, womit sie eine Zusammenfassung meines monumentalen Versagens meint.

»Ich beginne mal damit, was ich hätte besser machen können«, sagt sie mit überbordender Effizienz. »Ich hätte dich nicht ins kalte Wasser stoßen dürfen. Es war das erste Mal, dass wir einen potenziellen Investor für unsere Anfangsfinanzierung gepitcht haben, und ich hätte mir des Drucks bewusst sein sollen, dem du ausgesetzt warst. Es war ein Fehler, es so überstürzt anzugehen, und es tut mir leid. Okay, jetzt du.«

Ich verdrücke mich in das hinterste Eck eines Besprechungsraums. Hinter den Glasscheiben nippen andere Hoffman-House-Angestellte an ihren mitgebrachten Latte macchiato und verschicken blitzartige Nachrichten.

»Etwas ist passiert.« Ich erzähle ihr alles. Sie bleibt die ganze Zeit über still, sodass ich mich irgendwann frage, ob sie noch dran ist. »Hallo?«

»Ich bin hier«, meldet sie sich. »Muss das nur verdauen.«
Noch eine Pause. Einen wahnwitzigen Moment lang denke ich, sie wird mir den Laufpass geben, die letzten acht Monate das Klo runterspülen. »Es tut mir leid, dass dir das passiert ist, Lacey.«

Mir immer *noch* passiert, möchte ich sie korrigieren. »Mir tut es leid wegen der Party«, sage ich stattdessen. »Ich weiß, dass Tom ein Riesenfang war.«

Ich erwarte, dass sie es abtut, bekräftigt, dass meine Gesundheit das Wichtigste sei, dass Tom keine Rolle spiele. »Ja, das war er«, sagt sie. »Aber es werden andere kommen.«

»Tut mir leid«, sage ich noch einmal. »Ich werde mich bis zum Wochenende dahinterklemmen und alles nachholen.«

»Okay, gut.« Eine kurze Pause, bevor sie etwas zu hastig hinzufügt: »Keine Eile. Nimm dir alle Zeit, die du brauchst.«

Da ich weiß, wie hoch ihre Ansprüche an alle um sie herum sind – von dem Kerl, der in ihrer Stamm-Bodega bedient, bis hin zu ihren Eltern –, bin ich mir sicher, dass sie es nicht wirklich so meint. Außerdem will ich gar nicht mehr Zeit. Das Ticken der Uhr ist bereits ohrenbetäubend. Doch statt zu arbeiten, recherchiere ich eine Handvoll Organisationen für Frauen mit dem Risiko erblich bedingter Krebserkrankungen. Sie haben starke, freche Namen: *Bright Pink* und *FORCE: Facing Our Risk of Cancer Empowered*. Ich werde süchtig nach ihren Online-Foren und bleibe Nacht um Nacht wach, um mir heimlich die grausigen, emotional aufreibenden Diskussionen unseres kollektiven Schicksals reinzuziehen: *Eierstöcke raus oder doch nur die Eileiter?* und *Bester BH bei Silikonimplantaten nach OP und 25 Jahre + BRCA2 = Angst*. Ich fühle mich wie eine Stalkerin, die vertrauliche Patientenakten liest. In den verschiedenen Threads werden Fruchtbarkeitsprobleme diskutiert, die Vor- und Nachteile Brustwarzen erhaltender OPs, Gefühle von

Furcht, von Isolation. Die Offenheit und die normalisierende Art der Diskussionen sind geradezu überwältigend. Direkt und unverhohlen. Sie haben dort sogar einen Spitznamen für Frauen, die sich für einen vorbeugenden (präventiven) Eingriff entscheiden: *Previvors*.

Der Thread, der mich im Moment am meisten anspricht: *Irgendwer sonst hier die Schnauze voll vom Warten??* Wenn man eine Genmutation hat, macht man sich besser aufs Warten gefasst: auf Vorsorgetermine, Nachsorgetermine, Tests, Testergebnisse, Erst-, Zweit- und Drittmeinungen. Zu dumm, dass ich keine geduldige Patientin bin. Ich bin so hysterisch wegen der Warterei auf meine Biopsie-Ergebnisse, dass ich versehentlich zweihundert Dollar für Schuhe ausgebe, die ich mir definitiv nicht leisten kann, da ich alle meine Kundentermine vor mir herschiebe. Ich versuche zu meditieren, das erste Mal seit ... okay, das erste Mal. Ich atme ein und atme aus. Ein und aus. Ich versuche, innere Ruhe zu finden, doch alles, woran ich denken kann, ist: Ich sterbe. Ich sterbe. Ich sterbe. Den Tod meiner Mutter tief zu begraben – etwas, dessen ich mir bisher kaum bewusst war – war nicht genug, um der Angst zu entkommen. Ich habe mir immer gewünscht, dass das Leben schneller abliefe, um zur nächsten Sache überzugehen und zur nächsten und zur übernächsten. Jetzt möchte ich, dass die Zeit ihr Tempo verlangsamt. Dass sie aufhört, mich der Zukunft entgegenzutreiben, die mir unter der Haut eingeschrieben ist.

Nach achtundvierzig quälenden Stunden ruft Dr. Williams an, während ich gerade bei Starbucks in der Schlange stehe. Die Biopsie ist eindeutig: Bei dem Knoten handelt es sich um eine gutartige Geschwulst, ein ganz gewöhnliches und harmloses Ding. Zu sagen, ich sei erleichtert, wäre ungefähr so eine Untertreibung, wie Charlie Sheen »ein bisschen trinkfreudig« zu nennen. Doch alles, was ich zur Frau Doktor sage, ist: »Na ja,

das ist doch eine gute Nachricht.« Ich lege das Handy an mein anderes Ohr. »Und was ist mit ... meiner anderen Option? Die, die eher permanent ist. Was ist der Hauptnutzen?«

»Risikoreduktion«, sagt sie. »Beinahe auf null.«

Die Schlange schiebt sich vorwärts. »Und die Kehrseite?«

»Es ist ein großer Eingriff«, erklärt Dr. Williams. »Von zwei bis zwölf Stunden auf dem OP-Tisch ist alles drin. Möglicherweise sogar mehrere Operationen ...«

Sie fährt mit einer Endlosliste albatraumhafter Details fort. Ich gebe mir Mühe, mir nichts anmerken zu lassen, so als würden wir uns über eine belanglose Arbeitspräsentation unterhalten. »Was denken Sie, wie ich verfahren sollte?«

»Sie sind noch jung«, erwidert sie, »doch ich habe Brustkrebs schon bei BRCA1-Trägerinnen ausbrechen sehen, die jünger waren als Sie. Sie müssen keine überstürzte Entscheidung treffen, Lacey. Aber meiner Meinung nach ist Vorsicht immer besser als Nachsicht.«

Ja, denn Nachsicht könnte bedeuten, tot zu sein. Ich bestelle mir einen schwarzen Filterkaffee, entscheide mich aber sofort um für einen Mocha-Frappuccino mit weißer Schoki. Während ich auf meine Bestellung warte, schwappt die Angst in heißen, unkontrollierten Wogen in mir hoch.

Was, wenn ein Tumor genau jetzt anfängt zu wachsen, in diesem Moment? Judy-Ann hat doch selbst gesagt, dass Tumore *genau so* auftreten ... die aggressiven, die triple-negativen. Das ist schlimm, *richtig* schlimm. Ich bräuchte tonnenweise Chemo, um so einen zu killen. *Tonnenweise*. Aber was ist die Alternative: Brustentfernung? Dann Brustrekonstruktion? Mit was – Implantaten? Falsche Titten und Narben? Das ist doch grauenhaft! Barbarisch! Das wäre die reinste *Tortur* ...

»Halt die Klappe!«, stoße ich keuchend hervor und mache unwillkürlich einen kleinen Satz rückwärts.

Niemand im Starbucks zuckt auch nur mit der Wimper, bis auf einen alten Mann, der mich mit einem wissenden Blick bedenkt und sagt: »Ich höre Sie auch, Schätzchen.« Hashtag New York.



Ich war schon immer gut darin, Pläne aufzustellen und mich eisern daran zu halten. Mein Spitzname an der Schule war deswegen auch »Mini-Robo«. Ich weiß, was ich tue, wenn ich morgens aufwache, weil ich es mir am Abend davor überlegt habe. Was heißt, dass ich generell gut im Entscheiden bin. Ich bin niemand, der im Nachhinein seine Essensbestellung oder Lebensplanung anzweifelt. Doch gerade, und vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben, bin ich völlig planlos und am Ende. Nachdem ich mir bis zum Erbrechen Internetrecherchen und Forenthreads reingezogen und mir einen Überblick darüber verschafft habe, was meine Krankenversicherung tatsächlich bezahlt, habe ich zwar Infos, aber keine Richtung. Jeder Pfad, den ich einschlagen könnte, ist gruselig und schlecht beleuchtet. Ich kann keine Entscheidung treffen.

Endlich akzeptiere ich das Unausweichliche.

Ich brauche Hilfe.

Weshalb ich für Freitagabend ein exklusives Notfalltreffen meiner klügsten Köpfe in meiner alten WG einberufe.



Steph umarmt mich zur Begrüßung, als wäre ich gerade von der Front zurückgekehrt. Vivian lässt lediglich eine runtergeschraubte Version von Stephs typischer Umarmung zu. (Viv ist nicht so der Knuddel-Typ, aber das hat Steph noch nie davon

abgehalten, es trotzdem zu versuchen.) Ich glaube, die beiden haben noch nie ohne mich Zeit miteinander verbracht, was mir ganz recht ist. Sie setzen sich mit Weingläsern in den Händen ans jeweils andere Ende des alten Sofas. Ich habe sämtlichen Wein mitgebracht, den ich zu Hause rumstehen hatte, damit er mich mit seinem Cabernet-Sauvignon- und Sauvignon-Blanc-Sirenengesang nicht in Versuchung führt. Steph hockt gemütlich im Schneidersitz da, in einem Blondie-T-Shirt, lila Leggings und Socken mit Peace-Zeichen-Muster. Vivian versucht derweil, eine Stelle auf dem Sofa zu finden, die nicht komplett durchhängt. Ihre teure schwarze Stoffhose und die makellose weiße Bluse weisen darauf hin, dass sie direkt von »unserem Büro« hergefahren ist. Mit Büro meine ich eine über-tauerte Schuhschachtel in einem Co-Working-Space in Tribeca, wo es gratis Bier und Tischtennis gibt.

Ich stehe vor einem Whiteboard und bin bereit loszulegen. »Wie ihr wisst, habe ich eine äußerst wichtige Entscheidung bezüglich meiner«, ich deute auf mein Brustareal, »Golden Globes zu treffen.«

Steph hebt die Hand. »Können wir Pizza bestellen? Sorry, ich weiß, das ist wichtig, ich glaube nur, dass ich klarer denken kann, wenn ich eine Pizza intus habe.«

»Ich bestelle sie.« Vivian hängt schon an ihrem Handy.

»Ich kann's auch tun.« Steph blickt sich um. »Wo ist bloß mein Handy? Lace, hast du mein Handy gesehen?« Sie fährt mit den Fingern in die Sofaritzen. »Gerade *hatte* ich es doch noch ...«

»Erledigt.« Vivian lässt das Handy wieder in ihre Tasche gleiten. »Dreißig Minuten.«

»Scheiße, das war schnell.« Steph bedenkt Vivian mit einem betretenen Lächeln. »Wie hast du das angestellt, mit Magie?«

»Yelp.« Vivian schaut wieder zu mir. »Du sagtest?«

Auf das Whiteboard notiere ich PRO und KONTRA, dann ziehe

ich eine senkrechte Linie dazwischen. »Skala von eins bis zehn. Sechs für jede Spalte. Kapiert?«

Meine Freundinnen nicken. Los geht's.

Wir brauchen eine Stunde, um die Tabelle fertigzustellen. Eine Stunde voller Diskussionen und Debatten und Wein und noch mehr Wein. Am Ende sieht unsere PRO-Spalte folgendermaßen aus:

Niedrigeres Lebenszeitrisiko für Krebs = 10

OP / Brustrekonstruktion von Krankenversicherung gedeckt (größtenteils) = 8

Hab keine Kinder / momentan weniger Verantwortung = 5

Billiger und weniger kompliziert/gruselig als eine Krebsbehandlung = 9

Krankschreibung gesetzlich abgesichert

(werde keinen Verdienstaustausch etc. haben) = 6

Keine Hängetitten, wenn ich alt bin = 3

Den letzten Punkt muss ich näher erläutern: Wenn ich mir Implantate einsetzen lasse, bleiben meine Brüste straff, während der Rest von mir erschlafft. Es ist zwar kein Riesenbonus, aber es schadet auch nicht.

Die KONTRA-Spalte ist bedeutend düsterer.

Gesunde Brüste verlieren = 10

Genesungsprozess könnte Karriere schaden / Kein Einkommen = 6

Kann kein Baby stillen = 3

Vielleicht ganz umsonst (könnte auch gar keinen Krebs bekommen) = 5

Kein Gefühl im neuen Busen = 9

Typen könnten es schräg finden / Abtörner =

Das ist der Punkt, bei dem wir uns nicht einig werden.

»Den richtigen Kerl wird's nicht stören!« Steph klatscht auf das Sofa. Ihre Zähne sind ein bisschen lila vom Wein. »Eins! Einen verfuckten Punkt.«

»Acht«, kontert Vivian. »Acht Punkte. Das hier ist New York. Dating ist ein knallharter, blutiger Sport. Die Typen werden alles ins Feld führen, um dich aus dem Rennen zu kicken. Mit *fünfundzwanzig* vernarbte Fake-Titten zu haben, und zwar wegen *Krebs*, bedeutet das sofortige Aus, selbst wenn du heiß und total klug bist.«

Steph schnappt nach Luft. »Das ist so was von gemein!«

»Das ist doch nicht meine Meinung!«, ruft Vivian. »Ich gebe dir hier nur die männliche Heteroperspektive wieder. Du bist lesbisch.«

»Und du bist eine Frau!«

»Ja, aber ich schlafe mit Männern. Ich habe Sex mit Männern.«

»Mehr, als ich von mir behaupten kann.« Ich nehme einen Bissen von der kalten Pizza.

»Trotzdem bin ich mir der Existenz von Männern durchaus bewusst«, beharrt Steph. »Die ganz zufällig auch nur Menschen sind, so wie ich. Wenn ich jemanden wirklich mögen würde, würde es mich nicht stören. Und es wird sie nicht stören.«

»Doch, wird es.«

»Laceys perfekter Typ ist einfühlsam und offen.«

»Laceys perfekter Typ ist ein Typ. Mit zwei Augen und einem Schwanz.«

»Also, ich glaube, mein perfekter Typ wäre ja beides«, werfe ich ein. »Ein einfühlsamer Schwanz.«

»Was ist überhaupt dein Typ?« Vivian dreht sich zu mir.

»Mein Typ?« Ich zucke die Achseln. »Er verfügt über Schuhe und ein Monatsticket für die Öffentlichen.«

»Jetzt im Ernst«, sagt Steph. »Was wünschst du dir bei einem Mann?«

Die zwei irren Kasperlefiguren dieser Show haben die vierte Wand durchbrochen und glotzen mich erwartungsvoll an.

»Ich weiß nicht. Ein erwerbstätiger Hochschulabsolvent mit dem Witz von Steve Martin, dem Körper eines Montauk-Surflehrers und dem Sex-Appeal einer heißen Käsepizza. Idealerweise hat er schon einen Vortrag auf einer TED-Konferenz gehalten oder einen literarischen Salon gegründet oder so. Witzig, aber nicht sarkastisch. Klug, aber kein Klugscheißer. Finanziell abgesichert, arbeitet aber nicht die *ganze* Zeit. Locken stören mich nicht unbedingt, aber keine krausen Locken – Justin Timberlake in der Solokarriere, nicht JT bei *NSYNC ...« Ich bemerke den Ausdruck der Mädels und kürze das Ganze ab. »Aber ich bin flexibel.«

Vivian wirkt skeptisch. »Ach ja, bei welchen Punkten genau?«

Ich denke ein Weilchen angestrengt nach. »Na gut, ich bin nicht flexibel.«

»Wow.« Steph schaut besorgt drein. »Vielleicht bin ich ja *zu* offen und unvoreingenommen.«

»Du könntest Heteromädels von deiner Liste streichen«, schlage ich vor.

»Das ist meine Liste«, erwidert Steph.

Die Wohnungstür geht auf. Cooper kommt mit einer Stofftasche voller Bücher reinspaziert. »Hi, Mitbewohnerin«, grüßt er. »Hey, Lacey.«

Ich erstarre.

»Ich bin Cooper«, stellt er sich Vivian vor.

»Vivian Chang.« Sie schütteln sich die Hände.

Steph ist bereits aufgesprungen und steht neben ihm. »Können wir nicht Cooper fragen ...?« Sie deutet unsicher zu der

Tafel, die er zu meiner großen Beunruhigung höchst interessiert studiert.

Ich bin selbst überrascht, als ich mich dabei erwische, wie ich die Achseln zucke. Cooper hat diese Art von diplomatischer, vorurteilsfreier Lässigkeit, die bestimmt auf das Konto einer wohlfinanzierten Privatschule geht. Abgesehen davon liest er es ohnehin schon.

Die Mädels ringen sich im Team zu einer Erklärung durch. »Du weißt schon ... wie Angelina Jolie.«

»Also?«, sagt Steph erwartungsvoll. »Was denkst du?«

»Und sei ehrlich«, schiebt Vivian hinterher. »Sonst richtest du nur Schaden an.«

Cooper denkt nach. Wir warten. Er ist eigentlich ziemlich niedlich, auf diese ungekämmt-nerd-politischen-Humor-mag Art und Weise. Tatsächlich interessiert mich, was er denkt.

»Gesetzt den Fall, dass wir hier nicht von einer medizinischen Horrorshow reden«, sagt er, »glaube ich, dass es davon abhängt, ob das Mädchen sie sexy findet.«

Vivian und Steph schauen verdutzt.

»Ich kann natürlich nicht für alle Typen sprechen«, fährt er fort, »aber im Allgemeinen mögen Jungs es, wenn Mädchen ihren Körper mögen. Ich bin sicher, dass es eine Gewöhnungsphase gäbe, aber wenn sie darauf stehen würde, würde ich es wahrscheinlich auch tun. Unsere Körper verändern sich ständig. Aber Selbstvertrauen ist das, was wirklich attraktiv ist.«

Er bedenkt mich mit einem *So-okay?*-Blick.

»Weise Worte.« Ich lächle ihn an. »Die Buddhisten färben auf dich ab.«

»Namaste.« Er verbeugt sich scherzhaft und geht in sein Zimmer.

»Vielleicht solltest du dich ja ein bisschen an ihm reiben, da-

mit er auf dich abfährt«, murmelt Vivian, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hat. »Er ist süß.«

»Oh nein«, wirft Steph sich dazwischen. »Auf keinen Fall. Diese Wohnung ist endlich dramafreie Zone. Niemand vögelt meinen Mitbewohner.« Sie tippt an die Tafel. »Ein Punkt.«

Vivian beharrt: »Acht.«

Sie verschränken beide die Arme vor der Brust und schauen mich an.

Also ist es an mir? Und meinem sexuellen Selbstvertrauen? Ist ja fantastisch. Schweigend und nicht ohne eine ordentliche Portion Scham schreibe ich sieben auf die Tafel.

Ich hasse es, dass es mir wichtig ist. Aber das ist es nun mal.

Finaler Punktstand: Kontras 40 / Pros 41.

Ein Kribbeln von Erleichterung, ja sogar Euphorie durchzieht mich. Ich habe eine Antwort! Der unentschiedene Albtraum kann aufhören!

Die Tatsache, dass ich eine Wahl habe, ist ein Privileg – Millionen von Frauen können diese Entscheidung nicht treffen. Dennoch ist es keine Entscheidung, die ich treffen möchte.

Ich schaue zu den Mädels. Was auch immer sie in meinem Gesicht sehen, veranlasst sie beide, sich schlagartig nüchtern aufzurichten. Sie wechseln einen besorgten Blick. Ihr unverhohlenes, alarmiertes Bedürfnis, ihre Kräfte zu bündeln, während ich direkt vor ihnen stehe, lässt mich stöhnend aufs Sofa sinken, das Gesicht in den Händen vergraben. Der Drang, mich zu einem winzigen Knäuel zusammenzurollen, ist überwältigend.

Steph reibt meinen Rücken. »Ist schon okay, Lace. Ist schon gut.«

»Aber es ist nicht gut«, jammere ich in meine Hände. »Das ist es einfach nicht.«

Eine Pause. Dann spricht Vivian. »Wie wäre es damit?« Sie

benutzt ihre Meeting-Verhandlungsstimme. »Du verpflichtest dich hiermit einfach nur, darüber nachzudenken. Das ist alles. Du musst keine Entscheidungen treffen. Du musst einfach nur darüber nachdenken.«

Ich blicke auf. Ich habe den vagen Verdacht, dass ich wie ein verwaister Welp ausschaue. »Wie lange?«

Steph verfällt in ihren Beruhige-das-Baby-Tonfall. »So lange, wie du willst.«

»Sechs Monate«, erwidert Viv sachlich.

Eine Deadline. Gut. »Sechs Monate«, wiederhole ich. »Ich kann in sechs Monaten eine Entscheidung treffen.« Mit dem luftigen Zeitpuffer fühle ich mich sofort etwas freier, distanzierter. Ich schwebe über der ganzen Sache, blicke hinab auf das Landschaftsrelief unter mir, sehe das große Ganze. Die Wahrheit ist: Es ist kein Notfall. Natürlich besteht die Möglichkeit aggressiver Tumore, die bei jüngeren Frauen auftreten, und ich bin absolut d'accord, dass Vorsorge besser ist als Nachsorge. Aber ich muss trotzdem nichts überstürzen. Ich möchte mir selbst die Zeit geben, um das hier ernsthaft zu durchdenken. Und sechs Monate fühlen sich wie die perfekte Zeitspanne dafür an – luxuriös, aber nicht leichtsinnig lang. »Nehmen wir mal an, ihr beide müsstet das tun. Gibt es irgendwas, das ihr, ich weiß nicht ... davor ausprobieren oder tun wölltet.«

»Meinst du so was wie Tests und Untersuchungen?«, fragt Steph.

»Nein, ich meine einen letzten große Auftritt. Um Tschüss zu euren Brüsten zu sagen.«

»Oh«, sagen die Mädels.

Wir lehnen uns kollektiv auf dem Sofa zurück und knautschen gedankenverloren unsere Brüste.

Stephs Blick verklärt sich. »Ich würde auf einer griechischen Insel oben ohne sonnenbaden.«

Vivian nippt an ihrem Wein. »Ich würde eine ganze Boygroup zwischen meinen Titten kommen lassen.«

Ich stoße ein hustendes Lachen aus, damit Cooper es nicht mitkriegt. »Ich hatte noch nie Tittensex mit irgendwem.«

»Oh, Lace.« Steph schaut mich mitleidig an. »Sogar ich hatte schon Tittensex mit jemandem.«

»Wenn wir ehrlich sind«, sage ich, »komme ich mit einem Typen normalerweise gar nicht erst so weit. Orgasmisch gesprochen.«

Die Mädels schweigen. Zu spät begreife ich, dass das eine bedeutsame Enthüllung ist.

»Wie oft kommst du denn so?«, fragt Vivian.

Ich möchte schon lachen oder Empörung vorschützen. Aber sie schauen mich beide an, als ob das eine absolut legitime Frage sei. Was es natürlich ist.

»Ich würde sagen, bei fünfundachtzig Prozent der Male ...«

»Oh.« Steph entspannt sich sichtlich.

»... täusche ich es vor.«

Steph spuckt ihren Wein aus. »Wie bitte?«

»Ja, ich bin eine Vortäuscherin«, gestehe ich. »Ich weiß, ich sollte *meine Bedürfnisse besser kommunizieren*, und das habe ich auch versucht, aber es war so peinlich. Ich wusste nicht, was ich sagen soll. Außerdem, die meisten Typen, mit denen ich was hatte, waren eigentlich nur Half-Night-Stands. Es war einfach so schnell vorbei.«

»Du hattest also nie eine ordentliche Sexbekanntschaft«, sagt Vivian, als müsse sie die einzelnen Teile erst zusammenfügen. »Du hattest noch keinen richtigen Freund in New York.«

»Nee«, sage ich. »Nur Gelegenheitssex. Daher auch meine herausragende Interpretation von Meg Ryan im Katz's Deli.«

»Was war mit der Uni?«, will Vivian wissen. »Da hattest du doch einen Freund, oder nicht?«

»Ash.« Ich nicke. »Total süß. Aber Ash und ich waren mehr wie beste Freunde als wie *Fifty Shades of Grey*.«

»Tja, das deckt sich nicht mit meiner Studienerfahrung.« Vivian streckt sich, wobei ihre straffen Arme sich anspannen. »Ich habe vier Jahre lang praktisch kein Höschen getragen.«

»Und ich hatte einfach nur viele Dreier«, sagt Steph nachdenklich. »Zu der Zeit fand ich auch heraus, dass ich echt auf Gruppensex stand. Mit Mädchen.«

»Und was hat dich vollends auf den Geschmack gebracht?«, erkundigt sich Vivian.

»Erste Staffel von *Orange is the New Black*«, antwortet Steph, und wir nicken alle wissend.

Ich erinnere mich gut an die Szene, die Steph meint: volle, seifige Brüste in einer dampfigen Dusche. Halswölbende Wonen. Hitze, die von harten Nippeln ausströmt. »Tja, für mich könnte es das gewesen sein«, murme ich mit einem bekümmerten Blick auf die kleine Kuhle meines Ausschnitts.

Steph drückt meine Hand. »Ich würde ja sagen, dass es keine Rolle spielt, aber das tut es wirklich. Für mich. Ich liebe es, wenn meine Brüste angefasst werden.«

Vivian nickt, als wäre das total selbstverständlich. »Also, ich kann allein von Nippelspielchen kommen.«

Ich blinzle. »Heilige polymorphe Lustzonen!« Ärgerlicherweise laufe ich rot an. Ich versuche, mir mein Unbehagen nicht anmerken zu lassen und stattdessen die ungerührte Coolness meiner Freundinnen an den Tag zu legen. »Würdet ihr es tun? Eine Mastektomie? Eure Brüste entfernen lassen?«

Vivian antwortet zuerst. »Ja, würde ich. Absolut. Vorsorge ist immer besser als Nachsorge.«

Ich schaue zu Steph. Ihr Gesicht verzieht sich unsicher. »Vielleicht, eines Tages? Aber um ehrlich zu sein, glaube ich

nicht, dass ich es jetzt, Mitte zwanzig, machen könnte. Was, wenn sie ein Heilmittel entdecken oder ich es mir anders überlege? Es scheint mir einfach so endgültig.«

Ein Heilmittel. Was, wenn sie ein Heilmittel finden?

Und was, wenn nicht?

»Aber, wow, ich würde meine Brüste echt vermissen«, fügt Vivian hinzu und fährt mit den Fingern über die kleinen Erhebungen unter ihrer Bluse. Sie trinkt ihr Glas in einem Zug leer. »Lace, du *musst* das große O haben, bevor du überhaupt an das Große M *denken* kannst.«

Steph nickt eifrig. »Viele Os! Das verdienst du.«

»Aber ich hasse daten«, sage ich.

»Dann datest du eben nicht«, erwidert Viv.

»Ja, such dir einfach einen Kerl zum Vögeln«, sagt Steph, dann hickst sie laut.

Diese ausufernde Offenheit ist nicht meine Stärke, aber wenn nicht jetzt, wann dann? Wenn nicht mit den Mädels, dann mit wem? »Ich glaube, irgendwie wurde ich durch meine Jugend verkorkst. Als ich endlich herausfand, dass alles, was ich erzählt bekommen hatte, im Grunde ausgemachter Schwachsinn war und mein Körper in Wahrheit ein Garten der Lüste, schien es einfach zu spät.«

»Aber es ist nicht zu spät«, entgegnet Vivian. »Du bist fünf- undzwanzig. Lass es krachen. Geh auf eine Fetischparty, oder hab einen Dreier.«

»Mir gefällt die Idee nicht, eines von zwei Mädchen zu sein, die von einem Typen aufgerissen werden«, sage ich. »Ich will nicht nur zu seinem Vergnügen da sein.«

»Aber was ist mit *deinem* Vergnügen?« Vivian stochert mit ihrem Zeigefinger in meine Richtung.

»Ja, warum kannst *du* nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen?«, sagt Steph. »Sex geschieht zwar mit anderen

Menschen, aber eigentlich geht es um dich, darum, wie du dich selbst fühlst.«

Bei Sex geht es um *mich*. Ich bin verantwortlich für meine Lust. Dafür, herauszufinden, was mich anmacht, was mir gefällt. Und dafür, es auszuleben. Das waren nicht die Ratschläge, die ich von meinen gutmeinenden Behelfsmüttern aus Bentley, Illinois, in ihren Bauch-weg-Strumpfhosen und hautfarbenen Oma-BHs weitergereicht bekam. Sex war dort kein ausgelassener Ponyhof. Es war ein verlassener Parkplatz, den man nachts möglichst nicht allein überquerte. Steph und Vivian sind weltgewandte Frauen. Ich bin ein naives Kind. »Ich bin ein hoffnungsloser Fall«, stöhne ich. »Für mich ist es zu spät.«

Steph knufft mich mit dem Ellbogen. »Oh, jetzt hör aber auf, dich in deinem Elend zu suhlen. Du hast sechs Monate.«

»In sechs Monaten kann sich so einiges ändern.« Vivian hebt eine Augenbraue.

Das stimmt. In sechs Monaten kann sich einiges ändern.

Neue Energie sprudelt in mir hoch und reißt mich wieder auf die Beine. Ich drehe das Whiteboard um. Dann ziehe ich den Deckel von einem Marker und schreibe in großen, fetten Buchstaben:

BUSEN-BUCKET-LIST

teil zwei

7.

Mein neues Kapitel der sexuellen Erkundungen beginnt mit einem Schnarchkonzert. Steph macht einer Industriemaschinenanlage Konkurrenz. Ich bin letztendlich über Nacht geblieben, unter dem Vorwand, dass die Fahrdienste auch immer teurer würden. Um ehrlich zu sein, wollte ich mich nur nicht allein dem Beginn dessen stellen, was meine letzten sechs Monate mit Naturbrüsten sein könnten. Es ist Viertel vor acht. Eine Uhrzeit, von der ich nicht wusste, dass sie samstags existiert, da ich normalerweise damit beschäftigt bin, einen gigantischen Kater auszuschlafen. Herzlich willkommen bei meinem neuen Ich.

Im Wohnzimmer stehen ausgeschlachtete Pizzakartons herum, weit aufgesperrt wie überdimensionierte Pappmäuler. Klebrige Rotweinpfüten trocknen am Grund der Gläser ein. Und da ist auch meine Liste. Im unerbittlichen Licht des Tages bin ich mir nicht mehr sicher, ob ich das durchziehen kann. Oder warum es überhaupt so eine lebenswichtige Idee schien. Vielleicht ist es nur eine sexy Ablenkung von einem unsexy Problem. Vielleicht musste ich ja einen festen Entschluss in einer Angelegenheit fassen, die nicht ganz so krass ist wie ein Ja-klar-lasse-ich-mir-die-Brüste-wegmachen. Vielleicht wird es mir wirklich dabei helfen, eine Entscheidung zu treffen. Vielleicht war ich auch nur notgeil. Ich mache mit meinem Smartphone ein Foto von der Liste und blicke mich nach irgendwas um, um den handschriftlichen Beweis zu beseitigen.

Das Rauschen der Klospülung.

Steph schläft.

Cooper.

Ich stürze auf das Whiteboard zu, um die Tinte mit meinen Fingern wegzuwischen. Es geht nicht. Mist, ich habe einen Permanentmarker verwendet. Schritte im Flur. Panisch versuche ich, die Tafel umzudrehen, doch sie klemmt, und da kommt auch schon Cooper mit schlafzerzaustem Haar und schiefer Brille hereingetapst. Er trägt nichts weiter als eine Snoopy-Pyjamahose und begrüßt mich mit einem: »Oh. Hi.«

Ich stehe wie ein Seestern vor dem Whiteboard und tue so, als würde ich mich strecken. »Morgen.«

»Wilde Nacht, was?« Er sammelt im Vorbeigehen ein paar leere Weinflaschen auf. Seine Bizepse wölben sich kurz. Für einen Nerd sehen sie überraschend ... rund aus. Ein zarter Härchenflaum verschwindet unter dem Saum seiner Hose. Sein Bauch ist flach, sein Schlüsselbein so solide wie ein Gewehrlauf. Cooper geht so was von ins Fitnessstudio. Ich sabbere beinahe schon, doch er lächelt höflich. »Und, wie hast du dich entschieden?«

Ich drehe meinen Körper, um ihm zu folgen, während er das Zimmer durchquert. »Ich werde mir überlegen, eine Mastektomie machen zu lassen.« Ich sage es, als würde ich mit dem Gedanken spielen, meinen Fitnessklub zu wechseln.

Er bleibt stehen. Die gesittete Gastgeberfassade bekommt einen Riss. »Heilige Scheiße. Das ist aber heftig, oder?«

»Kann man so sagen.«

Er rückt seine Brille zurecht, sein Gesicht ganz aufgeregt vor Neugier. »Und wie fühlst du dich bei dem Gedanken?«

»Als bräuchte ich eine Runde Yoga ... *allein*.«

»Was ist denn das?« Seine Augen bleiben an der Tafel kleben.

»Nichts.«

»Was ist es?« Blinzelnd kommt er auf mich zu, wobei er auf die Liste späht. »Versteckst du da etwas vor mir?«

Er stupst mich in die Rippen, und ich schnappe kichernd nach Luft. »Nein, nicht! Schau nicht hin!«

Ich versuche, ihn in die Küche zu zerren, aber er schiebt mich mit diesen superstraffen Bizepsen mühelos aus dem Weg. Ich kann nicht behaupten, ich würde es nicht genießen.

»Busen-Bucket-List.« Sein Gesicht macht eine ganze Palette ungewöhnlicher Grimassen durch. »Okay. Mein Samstagmorgen ist gerade um einiges interessanter geworden.«

Ich verschränke die Arme vor der Brust. Na schön. »Wohnbedingte Umstände haben dich hierhergeführt. Ich bin gewillt, dich mit den Informationen vertraut zu machen, wenn du versprichst, Stillschweigen zu bewahren.«

»Ich verspreche es.« Er zieht einen imaginären Reißverschluss zwischen seinen Lippen zu. »Ich bin äußerst vertrauenswürdig.«

Das stimmt wahrscheinlich sogar. »Setz dich.« Ich deute auf das Sofa. »Du bekommst jetzt den exklusiven Audiokommentar, damit es keine Missverständnisse gibt.«

»Lass mich nur kurz ein T-Shirt anzie...«

»Veto.« Ich schüttele den Kopf. »Immerhin entblöße ich mich hier gleich vor dir. Rein metaphorisch.«

»Du darfst es gern auch buchstäblich tun.« Er macht es sich auf dem Sofa gemütlich und überkreuzt die Arme. Wieder diese Bizepse. »Falls es dir bei deiner Liste hilft.«

Flirtet er etwa gerade mit mir? Oder ist das nur albernes Geplänkel? Die Augen hinter seiner Brille strahlen hell. Sie sind nicht ganz grün, auch nicht richtig braun, dennoch ist die Farbe nicht das Auffälligste an ihnen. Es ist die Intelligenz darin. Seine Mundwinkel verziehen sich zu einem beinahe verschmitzten Lächeln. Ich wette, in der Schule haben alle drauf

getippt, dass er wahrscheinlich mal einen Podcast-Sender gründet.

Eine schlagfertige Erwiderung will mir nicht einfallen, daher drehe ich mich zur Tafel um, wobei ich mir gleichzeitig ganz dynamisch und ein bisschen dämlich vorkomme – irgendwo zwischen *erfolgreiche Präsentation* und *Gewohnheitstrinkerin*. »Im Wesentlichen soll mir diese Liste dabei helfen, meine Entscheidung zu treffen. Beziehungsweise, mir einfach nur helfen. Punkt. Okay. Los geht's.« Ich deute auf die Tafel. »Nummer eins: oben ohne sonnenbaden. Hab ich noch nie gemacht. Steph meint, es wäre der Hammer. Nummer zwei: Aktfotos machen lassen.« Ich deute auf meine Brüste. »Um sie in all ihrer Pracht zu verewigen. Nummer drei: ein Tittenparadenkleid zu einem schicken Event tragen.«

»Was ist ein Tittenparadenkleid?«

»Na, so eins wie die Tussis beim *Bachelor* tragen.«

»Ich schaue kein *Bachelor*.«

»Stell dir einfach eine Kreuzung aus Tinder und *Tribute von Panem* vor. Mit Whirlpools.«

Er zuckt die Achseln und macht auf ahnungslos. »Kannst du mir so ein Kleid beschreiben? Oder vielleicht eins von Steph anziehen?«

»Steph trägt nur T-Shirts.«

»In der Küche haben wir eine Schere.« Er tut, als würde er ein supertiefes Dekolleté ausschneiden. Er flirtet definitiv.

Ich bedrohe ihn mit einem Stück Pizzarand. »Werd jetzt ja nicht dreist«, sage ich, aber ein anderer Teil von mir denkt: *Warum sollte er nicht dreist sein? Wir reden hier über meinen Vorbau*. Ich wirble zur Tafel zurück. Meine Haut fühlt sich auf einmal ganz warm an. »Nummer vier: einen Dreier haben. Ein Klassiker, nicht ohne Grund. Nummer fünf: Rollenspiele. Bin mir zwar nicht sicher, was genau das beinhaltet, aber ich kann

einen ziemlich guten französischen Akzent: *Oui, oui, bonjour, monsieur!* Nummer sechs: Sex mit einer Frau. Das war Steps Idee«, füge ich hinzu und drehe mich wieder zu ihm.

Cooper hat eines der Zierkissen auf seinem Schoß liegen. Er hat eine Erektion. Ganz offensichtlich. Die blanke Möglichkeit von Sex hat soeben nicht nur den Raum betreten, nein, sie hat Rumberasseln und wehende Fahnen dabei. Die leichte Röte in meinen Wangen verwandelt sich in ein Buschfeuer. Meine Nippel sind hart, geradezu schmerzhaft empfindlich. Wir starren einander wortlos an – er wirkt cool, ich bin absolut panisch. Sex gehört *nicht* hierher, in das WG-Wohnzimmer, um acht Uhr morgens, zwischen irgendeinem dahergelaufenen Mitbewohner und mir. Dieser gesamte Auftritt ist vollkommen unangebracht.

Trotzdem kann ich nicht anders, ich muss die Sache zu Ende zu bringen.

»Nummer sieben: Sex in einer weißen Limousine. Schätze mal, das war das eine oder andere Hip-Hop-Video zu viel in meiner Jugend.« Ich wette, dank der knappen Boxershorts kann er jetzt meinen Hintern sehen. Glotzt er gerade drauf? »Und Nummer acht: Sex an einem öffentlichen Ort.« Warum lese ich ihm das alles eigentlich wie so eine perverse Schullehrerin vor? Und warum genau hielt ich das hier für einen vernünftigen morgendlichen Zeitvertreib? »Auch das wieder etwas, das ich bisher ... nicht getan habe.«

Im Wohnzimmer ist es so still, dass ich die Nachbarn oben plaudern hören kann. Kurz erwäge ich, mich aus dieser Situation zu torpedieren, indem ich in Jason-Bourne-Manier aus dem Fenster springe.

»Tja, das ist also meine Liste.« Bestimmt hat mein Kopf die Farbe eines Stoppschildes. »Ich weiß, dass sie sehr sexlastig ist, aber ich denke mir, Brüste haben mit Vergnügen zu tun, was

wiederum mit Sex zu tun hat, und ich habe quasi ...« *Hör auf zu reden, hör auf zu reden, lass die Worte nicht aus deinem Mund!* »Ich meine, ich dachte mir, es könnte helfen, du weißt schon ... Nägel mit Köpfen zu machen.«

Cooper faltet ruhig die Hände über dem Zierkissen, als wären wir beide uns nicht superbewusst, was für eine Funktion es erfüllt. »Ich finde es großartig. Jeder sollte so eine Liste haben.«

»Und was steht auf deiner?«

Er lacht verhalten und wirft einen Blick Richtung Küche. Er kann nicht aufstehen und gehen – nicht mit dem krassen Riesenständer, den er da unter dem Kissen versteckt. Er ist mein Gefangener. Und das ist ... irgendwie heiß. Ich lasse mich auf das andere Ende des Sofas sinken. »Erzählt mir wenigstens eine Sache. Jetzt, da du meine acht Punkte kennst.«

Laut stößt er die Luft aus, doch er lächelt. »Wow. Okay. Lass mich nachdenken.« Seine Finger trommeln auf das Kissen. »Also gut. Ich hab was. Versprich, dass du es für dich behältst, ja?«

»Ja, Sir«, erwidere ich, was nicht die normale Art ist, wie ich Typen in meinem Alter anspreche.

»Manchmal, wenn ich *die Wunderlampe poliere*«, er deutet auf seinen Schritt, woraufhin ich kichern muss, »denke ich an die Kellnerin aus dem Diner, in das meine Kumpels und ich während der Highschool gingen.«

»Oooh«, necke ich ihn. »Blond und vollbusig?« Ich versuche es mit meinem besten Marilyn-Monroe-Schnurren: »Noch einen Schuss Sahne in euren Kaffee, Jungs?«

»Nein.« Cooper schüttelt belustigt den Kopf. »Sie war nicht sexy. Nicht im herkömmlichen Sinn. Sie war älter, wie eine Tante. Ziemlich robust. Tatsächlich war sie sogar irgendwie gemein.«

»Und das turnt dich an?«

Er zuckt die Achseln, auf eine total niedliche, hilflose Art.
»Ich hatte das Gefühl, wenn wir es tun würden, dann würde sie sich ... um mich kümmern.«

»Um dich kümmern?« Ich lache. »Das ist gruselig.«

»Das Herz will, was es will«, erwidert er. »Das hat schon Emily Dickinson gesagt.«

»Tja, die ist seit hundert Jahren tot«, entgegne ich. »Aber vielleicht wäre sie ja ebenfalls was für dich.«

»Autsch, das saß.« Er schleudert sein Pimmelschutzkissen nach mir.

»Iieh!«, kreische ich, und wir ringen miteinander wie kleine Kinder, bis Steph ins Zimmer geschlurft kommt und wir abrupt auseinanderspringen.

»Was ist denn hier los? Ich habe so einen *üblen* Kater.« Sie lässt sich zwischen uns plumpsen. Sie riecht wie eine Weinhandlung.

»Nichts«, antworten wir unisono, was viel verfänglicher klingt, als es eigentlich sollte.

»Ich brauche etwas zu essen«, stöhnt Steph und kuschelt sich an mich. »Ich brauch die hausgemachten Pommes vom Freddie, oder ich sterbe.«

Cooper ist bereits auf den Füßen und steuert die Küche an. Ich überlege kurz, ihn zu fragen, ob auch er mitkommen möchte, bin unschlüssig, was wohl die »unauffälligste« Art wäre, es zu tun, doch da ist er schon weg. Was wahrscheinlich nur gut ist.

Immerhin sagte Steph, dass ihr Mitbewohner tabu sei.

8.

Das Freddie's war immer schon unser bevorzugter Ort zum Brunchen. Sie machen dort Stephs Lieblingspommes: außen knusprig, innen cremig. Die Bedienungen sind gechillt und auf non-binäre Art süß. Außerdem hat es, was die Deko angeht, diesen Flohmarkt-trifft-auf-Omawohnung-Schick: wild zusammengewürfelte Stühle, gerahmte Gemälde von großäugigen Kindern, ein Vintage-Schaukelpferd in der Ecke, Farn in Blumentöpfen. Genau aus diesem Grund ist es auch das Lieblingsbrunchlokal von halb Astoria. Obwohl wir früher kommen als sonst, müssen wir auf einen Tisch warten. »Dieses Viertel verändert sich wirklich«, bemerkt Steph murmelnd und beäugt das blauhaarige Pärchen vor uns. »So viele Hipster.«

»Steph, *wir* sind Hipster«, kläre ich sie auf. »Wir sind diejenigen, die das Viertel verändern.«

Sie knufft mich mit dem Ellbogen in die Rippen und sieht sich hektisch um. »Sag so was nicht.«

»Warum nicht? Es ist die Wahrheit.«

»Ich fühle mich mies«, erwidert Steph. »Vor fünfzig Jahren gab es hier nur griechische Großfamilien, es war eine echte Gemeinschaft.«

»Es ist heute immer noch eine Gemeinschaft«, sage ich, doch ich weiß, was sie meint. Und sie hat recht: Manchmal fühlt es sich an, als würde in New York jedweder Erfolg auf Kosten von jemand anderem gehen.

Steph schiebt die Hände in ihre Jackentaschen. »Als ich in der Highschool war, mussten meine Eltern aus East London wegziehen – raus aus dem Haus, in dem ich praktisch zur Welt gekommen war –, weil sie sich die Miete nicht mehr leisten konnten. Rate mal, wer einzog?«

»Hipster.«

»Punks. Künstlerpunks, ein Pärchen.« Sie hält inne, während sie zurückdenkt. »Ich war total verschossen in die Frau. Ich habe ihr eine Mix-CD gemacht. Sie ihr anonym geschickt.«

»Eine Mix-CD!« Ich fächle mir übertrieben Luft zu. »Schweigt still, oh, meine pochenden Venuslippen.«

Sie lacht.

Der Kellner schlängelt sich zu uns durch.

»Außerdem verändern Viertel sich ständig«, füge ich hinzu. Ganz so wie Körper. So wie alles. »Ob es einem nun gefällt oder nicht.«

Sobald wir bestellt haben, erklärt Steph, dass es Zeit für meine Liste sei.

Ich verschlucke mich beinahe an meinem Kaffee. »Was, jetzt gleich?«

»Jupp.« Sie entsperrt ihr Handy. »Sonst machst du doch nur einen Rückzieher.«

Durchaus möglich.

Steph blickt stirnrunzelnd auf ihr Display. »Oben ohne sonnen wird wohl warten müssen. Der Januar bleibt sehr januarig. Lass uns gleich zur *Ménage-à-trois* übergehen.« Sie grinst ver-rucht, und ihr Daumen huscht wild umher, während sie scrollt und tippt. »Dreier sind ein Heidenspaß, weil du der Star der Show bist. Ganz ehrlich, ich habe mich selten so nahe dran gefühlt, ein Promi zu sein. Ah ... da haben wir es ja. Herzlich willkommen bei deinem ersten Schritt zur sinnlichen Befreiung.«

Cam und Camila haben dunkles Haar, einen olivfarbenen Teint und Zähne, so weiß wie frisch gefallener Schnee. Sie sehen beide aus, als würden sie sehr viel und gerne Smoothies trinken.

»Sie sind *YouTuber*«, erklärt Steph und lässt es klingen, als wären sie Diamantdiebe. »Ich habe Camila während des Grundstudiums beim Pilates kennengelernt.«

»Du machst doch gar kein Pilates.«

»Aber ich bin oft in das Café vom Pilatesstudio gegangen. Hammermäßige vegane Cookies. Ich hab nicht mal gemerkt, dass sie vegan waren.« Sie ruft ihren Channel auf: *Camila 4 Cam*. »Schau. Dreihunderttausend Abonnenten.«

»Das ist tatsächlich gar nicht so viel«, wende ich ein, als auch schon ein Video darüber beginnt, was die beiden den Tag über so essen. Lifestyle-Marken-Zeug.

»Snob.« Steph knufft mich. »Findest du sie nicht süß?«

Ich mustere ihre Fotos: objektiv betrachtet attraktiv. »Wie lange hast du dich mit ihnen getroffen? Und wie oft?«

»Ich weiß nicht, ein paarmal. Und dann noch ein paar Male mehr.«

»Warum hast du aufgehört?«

»Ich weiß gar nicht mehr so genau.« Das könnte gelogen sein. Steph wedelt wegwerfend mit der Hand. »Das ist Jahre her, aber ich schicke ihnen gern eine Nachricht, wenn du magst.«

Ich krame in meinem Kopf nach einem Grund, Nein zu sagen – sie sind zu glatt/muskulös/ernsthaft. Was, wie Oprah sagen würde, die Angst ist es, die aus mir spricht. Ich reiche ihr das Handy zurück. »Klar. Wenn du glaubst, dass sie auf mich stehen könnten. Und ich nicht mehr als sieben Liegestütze machen muss, bevor wir es tun.«

Steph quietscht. »Oh, und ob sie auf dich stehen werden«, sagt sie. »Immerhin bist du die heiße Braut, die sich was traut.«

»Erzähl ihnen nur nichts über ...« Ich zeige auf meinen Busen.

»Das würde sie doch nicht stören!«

»Steph, nein. Es ist schlimm genug, dass dein Mitbewohner alles weiß, aber da hört der Spaß auch auf. Du und Viv – das war's!«

Als jemand, der ohne Mutter aufgewachsen ist, habe ich null Interesse daran, anderer Menschen Taktlosigkeiten wieder in mein Leben zu lassen. Es ist frustrierend, was die Leute mir schon ins Gesicht gesagt haben: »Oh. Oh Gott! Ich weiß gar nicht, wie ich ohne meine Mutter hätte aufwachsen können. Sie ist meine beste Freundin. Ich liebe sie so sehr. Ich rufe sie gleich an.« Und: »Du Glückliche, ich hasse meine Mutter, diese hoffnungslose Schlampe. Im Ernst, du hattest Glück.« Und: »Die Mutter von meiner Freundin starb, als sie klein war«; »Die Cousine von meiner Freundin starb an Krebs«; »Meine Freundin hat das Catering für *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* gemacht. Da geht's darum. Um Krebs.« Oder, am häufigsten, die schlichte Nichtreaktion: »Oh. Äh ...« *Stichwort Themenwechsel*.

Wenn die Sprache auf Krebs kommt, weiß ich bereits, dass man nur allzu oft die Ängste anderer Menschen abbekommt.

»Bist du sicher?« Steph legt die Stirn in Falten. »Es könnte dir dabei helfen, dich an andere Leute zu wenden. Andere Betroffene.«

»Ich brauche keinen beschissenen Selbsthilfequatsch, falsche Motivationsprüche oder Trottel, die sich eine Meinung über meine Entscheidungen erlauben. Das hier ist eine strikte Man-muss-nicht-alles-wissen-Situation«, erwidere ich bestimmt. »Was die Werbebotschaft meines Lebens in den Social-Media-Kanälen angeht, gewöhn dich schon mal daran, dass das hier ›Lacey Whitmans allerbestes Jahr überhaupt‹ wird.«

Unser Essen kommt: Chia-Frühstücksbowl für mich, Baconsandwich für Steph. »Hast du das Sandwich nicht mit Pommes bestellt?«

»Sch!«, versucht sie, mich zum Schweigen zu bringen. »Salat ist super!«

Ich stöhne. »Sag es doch einfach dem Kellner.«

»Ich kann das Grünzeug gebrauchen.« Sie nimmt einen großen Bissen von ihrem knusprigen Baconsandwich, wobei sie argwöhnisch die Chia-Bowl beäugt. »Kein Eiweißomelett?« Meine übliche Bestellung. »Willst du etwa, dass ich mich fett fühle?«

»Ich versuche, ballaststoffreich zu leben«, sage ich. »Ich versuche, keinen Krebs zu kriegen.«

Sie schluckt betreten. Das hätte ich nicht sagen sollen. Schleimige Chiasamenklumpen gleiten meine Kehle runter.

»Wo wir schon von Prävention sprechen«, sagt sie. »Ich habe ein bisschen recherchiert, was ich tun kann, um dir zu helfen.«

Die Vorstellung von Steph, die mir bei etwas hilft, bei dem es buchstäblich um Leben oder Tod geht, ist so unpassend. Ich bin diejenige, die auf Steph aufpasst. Ich bin es, die ihr durch ihre tränenreichen Trennungen hilft, ihr erklärt, wie das mit den Steuern funktioniert, die für sie Spinnen einfängt und Outfits zurechtlegt. Als sie sich vorletztes Jahr für ein weiterführendes Studium bewarb, war ich diejenige, die sämtliche potenziellen Hochschulen in einer Tabelle zusammenfasste und das Projektmanagement für ihre Bewerbung übernahm. Die Tatsache, dass sie sich im zweiten Jahr eines Psychologie-Masterstudiums an der NYU befindet, ist teils mir zuzuschreiben. Ich beschwere mich nicht. Mir gefällt es. Es ist unsere Dynamik. Aber ich glaube nicht, dass es in beide Richtungen funktioniert. Wenn sie mich, sagen wir mal, aus einem Krankenhaus abholen müsste, würde sie höchstwahrscheinlich im falschen aufschlagen - und das eine Stunde zu spät. Plastische Chirurgen recherchieren? Sie würde bis zum Hals im Kommentarbereich eines Rezepts für gegrillte Trüffel-Käse-Sandwichs auf smittenkitchen.com landen. Oder noch schlimmer: Sie würde ständig wegen der Dramatik der ganzen Geschichte beruhigt werden müssen und bei der ersten Erwähnung des Wortes *Skalpell* in

Ohnmacht fallen. Doch abgesehen von ihrer liebenswert kauzigen Unfähigkeit und dem Hang, sich ein bisschen zu sehr einzubringen, erfüllt mich allein die Vorstellung von einer Steph, die mir hilft – von egal wem, der mir hilft –, mit so einem Unbehagen, dass ich beinahe genervt bin. Mich mit den krassen Folgen einer Brustentfernung auseinanderzusetzen fühlt sich wie ein zutiefst persönliches medizinisches Problem an; und zwar eines, bei dem ich ungefähr genauso wenig freundschaftliche Hilfe erwarten würde wie bei einem Fall von Dünnschiss. Die Bucket List, von mir aus, die können sie haben. Aber die OP und alles, was damit einhergeht? Das ist meine Angelegenheit. »Mach dir keinen Kopf, Süße.«

»Aber ich will. Ich will mir einen Kopf machen.«

Wohl eher die Augen aus dem Kopf heulen. Jede Wette, dass Steph zusammenbricht, bevor ich es tue. Ich spieße ein Erdbeerscheibchen auf. »Ich habe das unter Kontrolle, im Ernst.«

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sie besorgt die Luft ausstößt.

Ihr Handy summt. Es sind Camila und Cam. Sie haben Interesse.

»Heiliger Bimbam, einfach so?« Ich greife nach Stephs Handy. *Camila YouTube* will, dass ich sie anrufe.

»Das ist New York«, erwidert Steph. »Man kriegt hier alles in weniger als vierzig Minuten. Außer, es beinhaltet frische Luft oder emotionale Verletzlichkeit.«

Ist das ein Seitenhieb auf mich? Ich winke dem Kellner, um zu zahlen. Der Vormittag geht ganz allmählich in den Nachmittag über, dabei habe ich Vivian versprochen, dass ich dieses Wochenende meine Arbeit für Clean Clothes nachhole. Mini-Robo hat noch nie zuvor was schleifen lassen.

In meinem besten Nicht-dass-es-eine-Rolle-spielen-würde-Tonfall frage ich: »Was hat es eigentlich mit Coop auf sich?«

Steph blickt mit einem halb rot geschminkten Mund von ihrem Handspiegel auf. »Hä, was?«

»Wo hast du ihn gefunden?« Ich mustere die faszinierende Welt meiner Nagelhäute. »Was tut er so?«

Steph klappt entschieden den Spiegel zu. »Oh nein. Auf keinen Fall, Lace. Hör zu, ich habe dir gerade erst einen Dreier organisiert, du hast alle Hände voll zu tun.«

»Ich hab doch nur gefragt ...«

»Pfusch mir ja nicht in meine Wohnsituation rein, Lace, *bitte*. Er klappt die Klobrille runter, macht Blaubeerpfannkuchen und hat drei Monatsmieten im Voraus gezahlt. Abgesehen davon«, fügt sie hinzu, »muss ich mich womöglich umbringen, falls du vor mir mit jemandem zusammenkommst. Um ehrlich zu sein, ist das der Grund, warum ich mit den Dreiern aufgehört habe. Ich will endlich eine *Beziehung* haben.« Bekümmert blickt sie sich im Lokal um, als hätte jede einzelne Brunch-Esserin persönlich einen romantischen Annäherungsversuch zurückgewiesen.

»Keine Sorge, ich war nur neugierig.« Ich streichle ihre Hand. »Ich bin nicht interessiert. Ehrlich gesagt finde ich es reichlich unverschämt, dass neuerdings hagere, unbehaarte Nerds auf den Status griechischer Götter erhoben werden. Ich gebe dem Silicon Valley die Schuld.«

Ich glaube, Steph hat es geschluckt. Mich selbst kann ich nicht ganz so gut täuschen.